

Ich begegne dir – du begegnest mir. Und im „Zwischen“
(Martin Buber) ist Freiraum für etwas von Gott und
seinem tröstenden Geist.

Wo Ärger liegt,
ist Gold vergraben.
(Ralf Denkers)

Gelingende Seelsorge
ist zuerst eine Frage
der eigenen Haltung.

Wo Seelsorge geschieht, da ist
unsere Kirche bei den Menschen.

Beratende Seelsorge ist eine Antwort auf
das Verlangen nach konkreter Zuwendung.
(Howard John Clinebell)

Seelsorge ist für mich: Zeit zu haben, wahrzunehmen, zuzuhören, mit zu schweigen, mit zu schwingen,
mit auszuhalten – einen Menschen zu respektieren und zu würdigen, so wie er jetzt gerade ist.

Seelsorge orientiert sich
an den Bedürfnissen
des Menschen.

Und meine Seele spannte weit ihre Flügel aus, flog durch die
stillen Lande, als flog sie nach Haus. (Joseph von Eichendorff)

Ich lebe und ihr sollt auch leben. (Jesus)

Seelsorge ist ... abends am Bett der Kinder
ein Abendlied zu singen.

„Ja, so ist das. Meine Frau
und ich lieben mich.“
(Mann, 48 Jahre, in der Paarberatung)

Seelsorge ist nicht nur ein
partieller Bereich
sondern eine Perspektive
kirchlichen Handelns,
von der Predigt über den
kirchlichen Unterricht bis
hin zur liturgischen Feier
oder einer diakonischen
Aktion. (Richard Riess)

Seelsorge begleitet Menschen
auf der Suche nach ihren
eigenen Möglichkeiten
und weist über diese hinaus.

Seelsorge ist Begegnung,
Interaktion, gestaltete Zeit.
(Christoph Morgenthaler)

Wesentlich für eine hilfreiche Seelsorge
ist die Sorge um die Seele
der Seelsorgenden.

Menschen möchten gedeutet haben,
was sie überwältigt – Schweres
wie Gutes.

Seelsorge geschieht in dem Bewusstsein,
dass das Gelingen eines Gesprächs, dass
Veränderung, Wandlung und Wachstum
unverfügbar sind und nicht durch die
Seelsorgerin „gemacht“ werden.

Wesentlich für die Seelsorge sind die Achtung,
die Wertschätzung und der Respekt
gegenüber der Individualität des Gegenübers.

Seelsorge
ist wesentlicher
Ausdruck kirchlichen Handelns.
Sie orientiert sich an den Bedürfnissen
des Gegenübers. Seelsorge ist die Hinwendung
zum Nächsten im Licht der Liebe Gottes.

Seelsorge verhilft Menschen zu einer autonomen Lebensgestaltung.

Seelsorge ist ein Befreiungsgeschehen.
Sie dient der Emanzipation
und der Autonomie des Menschen.

Seelsorge ist – phänomenologisch betrachtet
– Psychotherapie im Kontext der Kirche. Sie ist
damit Psychotherapie aus der Perspektive des
Glaubens. (Dietrich Stolberg)

Seelsorge sieht
das Göttliche
im Alltäglichen.

Ist der Gottesdienst
die Mitte
der Seelsorge?
(Manfred Seitz)

Seelsorge ist eine
Möglichkeit zum
Freilegen
verschütteter
Ressourcen.

Auf dem Weg nach Hamburg
lag eine Hand.
Ich hab sie gedrückt.
(Herman van Veen)

Seelsorge ist die Erweiterung
von Möglichkeiten.

Wenn Seelsorge gelingt,
ist sie heilsam
für Leib und Seele.

Seelsorge ist Hilfe
zur Lebensgewissheit,
sie soll die
Lebensgewissheit
stärken, fördern,
erneuern oder
begründen.
(Dietrich Rossler)

Umgang mit Angst – wie immer man dieses Phänomen erlebt
und deutet – gehört in jedem Fall zum seelsorglichen Handeln
und Können. (Klaus Winkler)

Christliche Seelsorge ereignet sich im
„Versprechungszusammenhang“ von Tradition und Situation.

Seelsorge weiß um das
Fragmentarische des Lebens.
Helfen heißt herrschen. (Dietrich Stolberg)

Die Seelsorge beginnt
mit der Sorge um die
eigene Seele.

Einer trage
des anderen Last.
(Galater)

Nein, dem Ich ist nicht zu trauen.
Man darf es niemals sich selbst
überlassen, wenn es darum geht
zu erkennen, wer ich bin.
Es muss zumindest noch ein anderes
Ich da sein, das zuhören kann, das zu
fragen versteht, dem man antworten
muss und vor dem man sich verant-
worten darf. (Eberhard Jüngel)

Seelsorge entdeckt das Potenzial der Veränderung,
das die gebundenen Kräfte freisetzt,
um krankmachende Lebensumstände zu verlassen,
und hilft, andere Wege auszuprobieren.

Alle Seelsorge knüpft sich ebenso an diese allgemeinen geselligen
Verhältnisse als an den Cultus. (Friedrich Schleiermacher)

Ich bin krank gewesen
und ihr habt mich besucht.
(Matthäus 25,36)

Viele blühen doch richtig auf,
wie ein Honigkuchen Libiza,
wenn man sie fragt,
was sie denn so machen.
(Hanns Dieter Hutsch)

Einer hat immer Unrecht,
aber mit zweien
beginnt die Wahrheit.
(Friedrich Nietzsche)

Seelsorge begleitet Menschen
in lebensgeschichtlichen Krisen
und in den darin aufbrechenden
personalen und sozialen Konflikten.
(Kristian Fechtner)

Sich selbst verzeihen - nein, das geht nicht; Uns muss verziehen werden.
Aber wir können an die Verzeihung nur glauben, wenn wir selber verzeihen.
(Dag Hammarskjöld)

Seelsorge darf den Menschen nicht nur als Individuum sehen,
sondern muss ihn auch in seinem sozialen und ökonomischen
Kontext wahrnehmen.

Werkstattheft Nr. 5

Das Unverfügbare offen halten

Prof. Dr. Maike Schult
Dr. Herbert Will

Theologie und Psychoanalyse im Gespräch



Frühjahr 2023

EVANGELISCH-LUTHERISCHE
LANDESKIRCHE HANNOVERS



Zentrum für Seelsorge
und Beratung | ZfSB

**EVANGELISCH-LUTHERISCHE
LANDESKIRCHE HANNOVERS**



Zentrum für Seelsorge
und Beratung | ZfSB

Blumhardtstraße 2A
30625 Hannover
0511 – 79 00 31-0
Zentrum.fuerSeelsorge@evlka.de
www.zentrum-seelsorge.de

Verantwortlich: Angela Grimm
Redaktion: Gert Stührmann, Andrea Hesse
Gestaltung: Andrea Hesse; Fotos: B. Christopher auf Alamy Stock Foto (S. 41),
Andrea Hesse (S. 17, 29, 44, 51, 88), Gert Stührmann (S. 6, 37, 88)
Druck: Die Umweltdruckerei, Hannover



Titel: Auszug aus „95 Thesen zur Seelsorge“, entstanden in einem Workshop mit Mitarbeitenden des Zentrums für Seelsorge und Beratung der Ev.-luth. Landeskirche Hannovers

Werkstatttheft Nr. 5

zum Fachtag des
Zentrums für Seelsorge und Beratung
am 20./21. Oktober 2022

Dr. Herbert Will
Prof. Dr. Maïke Schult
Theologie und Psychoanalyse im Gespräch

**EVANGELISCH-LUTHERISCHE
LANDESKIRCHE HANNOVERS**



Zentrum für Seelsorge
und Beratung | ZfSB

Ein unverzichtbarer Dienst

von Ralf Meister

Landesbischof der Evangelisch-lutherischen Landeskirche Hannovers

Jesus fragt viel. Fast 300 Fragen sind in den Evangelien aufgeführt. Zieht man die synoptischen Doppelungen ab, bleiben immer noch rund 200. Viele Fragen sind rhetorisch. Meistens sind sie sehr knapp. Manche gehen tief, viele bleiben unbeantwortet. Einige Fragen sind so schön, dass man sie nicht mit einer Antwort zerstören sollte. Viele der Fragen Jesu führen dazu, Lebensverletzungen wahrzunehmen, sich an Unverfügbares heranzutasten. Das löst Erschrecken aus. Ich in der Welt. An Gott vorübereilend, seine Fragen ignorierend. Und in den oft mühsamen Antworten wird das Fragmentarische des Lebens sichtbar. Wir sind Unerlöste und Erlöste zugleich. Wir wissen um die Verletzlichkeit, die Unfähigkeit, in den Echokammern eine eigene, klare Stimme zu behalten. Wie schwer fällt uns diese Einsicht, die wir das Perfekte als Maßstab nehmen und gleichzeitig daran leiden, es nie zu erreichen.

Hier setzt die Arbeit des Pastoralpsychologischen Dienstes an. Sie verbindet theologisches Denken und psychologische Verstehensmuster und eröffnet damit anderes hermeneutisches Denken. Seit 50 Jahren geht der heutige Pastoralpsychologische Dienst durch eine wechselvolle Geschichte und stellt sich immer wieder neu ein. Mit Gewinn lese ich die Jahresberichte des PPD, die diesen Wechsel der äußeren Gezeiten markieren. Als große Bereicherung erlebe ich den jährlichen Austausch mit Vertreter*innen des Pastoralpsychologischen Dienstes, zu dem Sie mich einladen. Dafür danke ich Ihnen von Herzen.

Diese Begegnungen sind wichtig. Denn in allem Ringen um die Zukunft der Kirche nimmt der Pastoralpsychologische Dienst eine bedeutsame Rolle ein. Er beobachtet, hört zu, fragt nach, nimmt Schwächen, Ängste und Verluste wahr, würdigt das Fragmentarische und gibt dem Unverfügbaren Raum. Ihre hohe Fachkompetenz aufgrund Ihrer profunden psychologischen, psychotherapeutischen, supervisorischen oder beraterischen Weiterbildung ist als ein wichtiger Blickwinkel für die Lage von Kirche unverzichtbar. Sie geben Verstandenes und Fragwürdiges an die Organisation Kirche zurück und eröffnen damit neue Sichtweisen. Welch unverzichtbarer Dienst!

Die dramatischen gesellschaftlichen Veränderungen haben in den letzten Jahrzehnten die Seelsorge und Beratung vor neue Herausforderungen gestellt.

Sie sind ein Seismograf dieser Veränderungen und zugleich ein Kernauftrag unserer Kirche. Sie sind der Dienst, der in unmittelbarer Nähe zum Handeln Jesu selbst steht: Er sieht uns an, er fragt, hört zu und schenkt einen Sinnzusammenhang für das Fragment des Lebens. Er sieht unser beständiges Sehnen nach dem, was über uns hinausgreift, was uns gleichzeitig ängstigt und bannt und uns letzten Endes umfassen hält. Ein Sehnen, das unsere Sinne schärft und uns auf die Suche treibt nach dem, was an heilvoller Veränderung möglich ist.

Sein Segen begleite Ihren Dienst!



Angeregte Gesprächsrunde in einer Pause des Fachtages

Eine Ebene tiefer gehen

*von Oberlandeskirchenrätin Dr. Nicola Wendebourg
Leiterin des Personalreferates im Landeskirchenamt*

Die Grüße der Landeskirche zum 50-jährigen Bestehen des Pastoralpsychologischen Dienstes (PPD) überbringe ich verbunden mit einer großen persönlichen Dankbarkeit für diese Arbeit. Die Dankbarkeit rührt bereits aus meiner Vikariatszeit her. Ohne die geduldige, empathische und fachlich versierte Begleitung eines pastoralpsychologischen Supervisors in dieser Zeit hätte ich tatsächlich noch während der Ausbildungszeit die Flucht vor dem Pastorinnenberuf ergriffen – und ich denke, mit dieser Erfahrung bin ich nicht alleine.

In meinen Augen ist der PPD auch nach 50 Jahren noch ein absolut unverzichtbarer Dienst für die Landeskirche und ihre Mitarbeitenden. Warum? Am besten kann ich das an einer kleinen, sich regelmäßig wiederholenden Szene aus einer Balintgruppe veranschaulichen, deren Mitglied ich über einige Jahre war.

Bei den Gruppentreffen kam im Laufe der Zeit der ganze Strauß von Problemen aus dem beruflichen und persönlichen Alltag der Teilnehmenden auf den Tisch. Immer wieder einmal geriet die Beratung nach der Falldarstellung und dem folgenden Austausch der Einfälle aus der Gruppe für einen Moment in eine Sackgasse. Auf eine Minute nachdenklichen Schweigens folgte die immer gleiche Intervention des Pastoralpsychologen: „Ich würde vorschlagen, dass wir jetzt mal eine Ebene tiefer gehen.“ Diese Ansage erzeugte eine gewisse Spannung im Raum und einen Konzentrationsschub: Unter der behutsamen Anleitung des Supervisors tasteten sich die Teilnehmenden zu ungewohnten Perspektiven vor, ein tieferes Verständnis des vorgetragenen Problems und der daran Beteiligten wurde möglich, und fast immer zeigte sich dann irgendwann ein neuer Weg des Umgangs, die Möglichkeit, einen Knoten zu durchschlagen.

„Eine Ebene tiefer gehen.“ In einem gesellschaftlichen Klima, in dem das Diktat der Beschleunigung, der Effizienz, der skalierbaren Ergebnisse längst auch die Kirche im Griff hat, verteidigt die Arbeit der Pastoralpsychologie die Kunst der Verlangsamung, des genauen und tiefen Hinsehens. Dabei liegt die Erkenntnis zugrunde, dass innere Prozesse nur mit Sorgfalt, Professionalität und eben: mit dem Einsatz von Zeit gut begleitet werden können. In alledem drückt sich Respekt vorm Gegenüber aus. Mit ihrer besonderen seelsorglichen Arbeit

stärken die Pastoralpsycholog*innen die Resilienz ihres Gegenübers. Als Seelsorger*innen insbesondere für diejenigen, die beruflich in der Kirche arbeiten, stärken sie diese so für die Aufgabe, unter schwierigen Rahmenbedingungen mit ihrer ganzen Person für die Werte von Vertrauen, Hoffnung und Liebe im menschlichen Miteinander einzustehen.

Der blinde Bettler Bartimäus sitzt am Straßenrand und schreit: „Jesus, Sohn Davids, erbarme dich meiner!“ Der Angerufene ist zu einem wichtigen Ziel unterwegs, er hätte den Mann ohne viel Aufhebens von seiner Blindheit befreien und rasch seiner Wege gehen können. Stattdessen fragt er: „Was willst du, dass ich dir tun soll?“ Die Szene wechselt in die Zeitlupe. Die Leserin denkt sich, was für eine dumme Frage, das liegt doch auf der Hand! Aber der von Gott Gesandte lässt sich nicht drängeln, er weiß, dass nachhaltige Hilfe vor allem Handeln ein sorgsames Hören erfordert. Er hätte auch sagen können: „Ich schlage vor, eine Ebene tiefer zu gehen.“ Im Ergebnis kann der Blinde nicht nur seine Augen wieder gebrauchen, sondern er hat auch noch eine neue Idee für sein Leben: Er „folgte ihm nach auf seinem Wege“.

Liebe Mitarbeitende der pastoralpsychologischen Zukunft, ich wünsche Ihnen und unserer Landeskirche, dass Sie getreu diesem Ansatz fröhlich in die nächsten 50 Jahre gehen.

Damit Kreatives und Hoffnung Gestalt gewinnen

von Angela Grimm

Direktorin des Zentrums für Seelsorge und Beratung

„Das Unverfügbar offen halten“: Mit diesem Thema feierte das Zentrum für Seelsorge und Beratung der Evangelisch-lutherischen Landeskirche Hannovers im Oktober 2022 ein besonderes Ereignis: das 50-jährige Bestehen des Pastoralpsychologischen Dienstes in den sechs Sprengeln der Landeskirche. Seit 50 Jahren bieten tiefenpsychologisch ausgebildete Pastoralpsycholog*innen Seelsorge und Lebensberatung, Einzel- oder Teamsupervisionen, Balintgruppen oder Gruppensupervisionen mit Fallbesprechungen an. Sie leisten Krisenintervention und Akutberatung, sind ansprechbar für Konfliktmoderation und begleiten Change-Prozesse mit Blick auf Organisationsdynamiken. Sie sind Ansprechpartner*innen für Mitarbeitende und leitend ehrenamtlich Tätige, sie entlasten, stabilisieren und helfen, sich neu zu orientieren. Der Fokus liegt dabei auf der Entwicklung der Person im Kontext ihrer Arbeit in der Institution bzw. Organisation. Die Kunst liegt darin, in Krisen, Konflikten und Orientierungsphasen Zwischenräume, Übergangsräume zur Verfügung zu stellen, damit Kreatives, Veränderung und Hoffnung Gestalt gewinnen können. In Gesprächsräumen die Sinne offen zu halten für Unverfügbares, ist eine Aufgabe und Kunst, die gleichzeitig selbst unverfügbar ist. Und doch ist es der Auftrag und die Aufgabe der Pastoralpsychologie, solches zu ermöglichen.

Seit der Seelsorgebewegung der 70er Jahre des vergangenen Jahrhunderts, seit der Gründung des PPD in der Hannoverschen Landeskirche, wird diese Arbeit geleistet. Seit 2014 ist der PPD der Landeskirche dem damals neu gegründeten Zentrum für Seelsorge und Beratung zugeordnet.

Das 50-jährige Jubiläum des Pastoralpsychologischen Dienstes ist der Anlass gewesen, sich dem Thema „Das Unverfügbare offen halten“ aus unterschiedlichen Perspektiven zu nähern: aus der Sicht der Psychoanalyse, der Theologie und der Kunst. Im dialogischen Austausch sind diese unterschiedlichen Zugänge auf dem Fachtag zueinander in Beziehung gesetzt worden. Deutlich wurde, wie Psychoanalyse, Kunst und Theologie sich dabei gegenseitig bereichern.

Dem PPD ist für die Vorbereitung und Durchführung dieses gelungenen Fachtages zu danken. Die Beiträge des Tages regen zu weiteren Fragestellungen und Gesprächen an, z.B. über die „Trotzmacht des Geistes“!

Inhalt

Was sie unbedingt anging: Sophie Scholls letzter Traum <i>von Dr. Herbert Will</i>	11
„Allen Gewalten zum Trutz sich erhalten“: Freiräume finden in einem Leben, das einem nie ganz gehört <i>von Prof. Dr. Maike Schult</i>	18
Der Film „UNDINE“ <i>von Uta Scheferling</i>	30
Wir ringen um Wege zum Menschen – Predigt zum 50-jährigen Bestehen des PPD in der Hannoverschen Landeskirche <i>von Dr. Adelheid Ruck-Schröder</i>	38
„Die Ratlosigkeit dieser Zeit können wir nur gemeinsam aushalten“. Ein kurzer Blick auf Plenum und Diskussion	42
Männer mit Nagellack. Wie regelmäßige Irritationen dabei helfen, die Kreativität zu erhöhen	45
Der Wille zur Unverfügbarkeit im kreativen Prozess. Einblicke in die Arbeit mit Improvisation und Komposition	46
Vertrauen in den Prozess. Die Emergenz in der Unverfügbarkeit: der Zufall und die schöpferischen Quellen der Erzähltheater-Improvisation	48
Sich irritieren lassen durch Systemaufstellungen. Wie Irritation durch doppelt verdeckte Aufstellungsarbeit entsteht und Resonanzen erzeugt	50
Allen Gewalten zum Trutz sich erhalten. Zur Rolle der Literatur am Beispiel von Sophie Scholl / Der Traum vom sinnvollen Sterben und der Traum vom zerzausten Christbaum	52
Negative Capability – wieso ist das was Gutes? Unsicherheit aushalten: Wie kann das gehen in der Supervision?	53
Restauration und Aufbruch. Die Anfänge des Pastoralpsychologischen Dienstes in der Landeskirche Hannovers <i>von Wolfgang Winter</i>	54
Transformation und Institution <i>von Uwe Hobuß</i>	77
Die Autor*innen	89

Was sie unbedingt anging: Sophie Scholls letzter Traum

von Dr. Herbert Will

Der Traum

In der Nacht vor ihrer Hinrichtung träumt Sophie Scholl einen Traum, den sie am nächsten Morgen ihrer Zellengenossin erzählt. Die Zellengenossin war Else Gebel, die als Mitglied einer kommunistischen Widerstandsgruppe in Untersuchungshaft war und nach dem Krieg viele Erinnerungen an ihre Begegnung mit Sophie Scholl aufbewahrte. Sie übermittelt Inge, Sophies älterer Schwester, den Traum, und diese veröffentlicht ihn im Jahr 1952 in ihrem Buch über die Weiße Rose. Inge Scholl gibt folgenden Traumtext wieder:

„Ich trug an einem sonnigen Tag ein Kind in langem weißen Kleid zur Taufe. Der Weg zur Kirche führte einen steilen Berg hinauf. Aber fest und sicher trug ich das Kind in meinen Armen. Da plötzlich war vor mir eine Gletscherspalte. Ich hatte gerade noch soviel Zeit, das Kind auf der anderen Seite niederzulegen – dann stürzte ich in die Tiefe.“ (Scholl, 1952, S. 77).

In seiner Klarheit und Prägnanz ist dieser Traum bemerkenswert; er ist von einer geradezu ikonischen Qualität. Als hervorragendes Beispiel eines Traumes, der nur von aktiven Widerstandskämpfern geträumt werden kann, zitiert ihn Charlotte Beradt in ihrem Buch über „Das Dritte Reich des Traums“ (1966). „Hier ist ein Traum“, so schreibt Beradt, „transzendent, in leuchtenden Symbolen, wie der Held im klassischen deutschen Drama der klassischen Gewissensentscheidungen ihn träumt“, der mit sich selbst und seinem Gewissen im Reinen ist (Beradt, 1966, S. 112).

Überliefert wurde uns auch die Deutung, die Sophie Scholl gleich nach der Erzählung ihres Traumes anfügt: „Das Kind ist unsere Idee, sie wird sich trotz aller Hindernisse durchsetzen. Wir durften Wegbereiter sein, müssen aber zuvor für sie sterben.“ (Scholl, 1952, S. 77).

Unsere Tagung steht unter dem Titel: „Unverfügbares offen halten“ (Küchenhoff, 2021). Meine Frage wäre: Wie ist das überhaupt möglich? Wie sieht das lebenspraktisch aus? Geht es nicht wie von selbst, dass wir uns das Unverfügbare verfügbar machen und erst in einem zweiten Schritt darauf stoßen, dass es doch nicht verfügbar ist? Ist nicht jede religiöse Erfahrung eine Erfahrung der Anwesenheit und dann wieder der Abwesenheit? Und ist es nicht mit un-

bewussten Prozessen ebenso, dass wir in Kontakt mit ihnen kommen und diesen dann wieder verlieren? Geht es um eine Art Hin-und-Her-Bewegung oder ein Oszillieren in der Beziehung zu Unverfügbarem? In theologischer Hinsicht scheint es mir, dass Paul Tillich mit seiner bekannten Formel: „Religion ist das, was mich unbedingt angeht“ oder: „Gott ist das, was uns unbedingt angeht“ diesen Punkt anspricht: die fragile Verfügung über Unverfügbares.

Man wird sagen können, dass Sophie Scholl in ihrem Traum, d.h. als Träumerin, genau das darstellt, was sie unbedingt angeht und gleichzeitig damit zeigt, wie sie davon getragen wird (Peng-Keller, 2017). Ich möchte diesen Traum nun heranziehen, um unsere Fragestellung zu konkretisieren.

Der Kontext

Bevor ich auf die Einzelheiten des Traums eingehe, möchte ich den damaligen Kontext skizzieren, in dem er geträumt wurde. Dabei stütze ich mich auf die sorgfältige Biographie von Barbara Beuys (2010).

Sophie Scholl lebt seit Mai 1942 als Studentin in München und ist ab Dezember 1942 an den Flugblattaktionen der Widerstandsgruppe Weiße Rose beteiligt. Wenige Monate später wird sie nach der missglückten Flugblattaktion im Lichthof der Universität zusammen mit ihrem Bruder Hans verhaftet und ins Gestapo-Gefängnis in der Briennerstraße gebracht. Es ist Donnerstag, der 18. Februar 1943. Nach intensiven Verhören wird ihr am Sonntag die Anklageschrift mit der Beantragung der Todesstrafe in die Zelle gebracht. Für Montag ist die Verhandlung vor dem Volksgerichtshof angesetzt, zu der Roland Freisler eigens mit dem Nachtzug aus Berlin anreist. Die drei Angeklagten Sophie und Hans Scholl und Christoph Probst wissen, dass sie verurteilt werden; Sophie fragt am Sonntag ihren Pflichtverteidiger, ob Hans als Soldat das Recht auf einen Tod durch Erschießen habe und ob sie mit dem Tod durch Erhängen oder durch das Fallbeil rechnen müsse? Der Rechtsanwalt ist nach Else Gebels Aussage entsetzt und weicht einer Antwort aus.

In dieser Sonntagnacht träumt Sophie ihren Traum. Am Montag findet die Verhandlung im Justizpalast statt, die drei Angeklagten werden zum Tod verurteilt, ins Gefängnis Stadelheim gebracht und am Nachmittag mit der Guillotine geköpft. Sophie Scholl ist 21 Jahre alt. Der rasant durchgeführte Prozess und die Hinrichtung werden in der Öffentlichkeit spektakulär verbreitet.

Es geht in dieser Nacht um das unmittelbar drohende Sterben, um die gewaltsame Beendigung ihres Lebens und aller Beziehungen. Und es ist nahe-

liegend zu vermuten, dass diese elementare Bedrohung die Schlafende unbewusst weiter beschäftigt.

Daneben drängt sich noch ein zweites Thema auf, nämlich die Anklageschrift am Sonntag, die Sophie Scholl in ihre zitternden Hände nimmt. Beim Lesen sei sie, so Else Gebel, bald ruhig geworden; ihre eigene Position und ihre Überzeugungen dürften die Verunsicherung und Angst gegenbesetzt haben. Diese Überzeugungen verdichten sich in einem Wort, das erst Jahrzehnte später auf der Rückseite der Anklageschrift entdeckt wird und das Sophie Scholl handschriftlich und in schöner Schrift zweimal hinten darauf geschrieben hat, einmal klein, einmal in Großbuchstaben: das Wort „Freiheit“. In diesem Wort ballt sich die ganze Widerspenstigkeit ihrer psychischen Konstitution (Stark, 2009) zusammen und verbindet sich damit, wie sehr sie mit dem aktiven und tätigen Widerstand identifiziert ist. Die Todesbedrohung und die Freiheitsidee dürften die beiden wichtigsten Themen sein, aus denen der Traum sich bildet.

Die Abfolge der Traumereignisse

Betrachten wir nun den Traum in seinen Einzelheiten (Moser und Hortig, 2019). Die Situation, von der er ausgeht, lautet so:

(1) „Ich trage an einem sonnigen Tag ein Kind in langem weißen Kleid zur Taufe.“

Das Subjekt der Träumerin wird als ein selbstsicheres und aktives eingeführt – ich trage – und mit einem Naturphänomen umgeben, das eine helle und warme Atmosphäre herstellt, der sonnige Tag. Dann wird ein Objekt hinzugefügt, das keinen Namen, kein Gesicht und kein Geschlecht hat, sondern die Charakteristika bekommt, ein Kind zu sein, ein langes weißes Kleid zu tragen und für die Taufe bestimmt zu sein. Im Gegensatz zur Träumerin kann es nicht alleine gehen, sondern ist auf diese angewiesen und wird von ihr getragen. Dies ist die Eingangssituation. Aus ihr entsteht nun durch den Druck des auslösenden Traumproblems eine zweite Sequenz.

(2) „Der Weg zur Kirche führt einen steilen Berg hinauf. Aber fest und sicher trage ich das Kind in meinen Armen.“

Ein Berg wird eingeführt, der noch dazu steil ist; das bringt eine erhöhte Schwierigkeit in das Traumgeschehen hinein. Daraufhin wird ein Weg geträumt, der den steilen Aufstieg erleichtert, weil er schon, wie es die Eigenart von Wegen ist, von vielen begangen wurde. Zudem versichert sich das träumende Ich seiner eigenen Stärke und hebt hervor, dass es das Kind fest und sicher in

den Armen trägt. Außerdem wird die Taufe zum Gebäude einer Kirche konkretisiert, die oben auf dem Berg steht – für Heiligtümer ein gern gewählter Ort, den man gut sehen und anstreben kann. Auch die Kirche gibt Sicherheit. Es ist zu spüren, dass in dieser zweiten Traumsequenz die Spannung zwischen latenter Erregung einerseits und Sicherheitsbedürfnis andererseits größer wird, sich aber noch austarieren lässt. Doch in der nächsten Sequenz bricht das auslösende Traumproblem durch, allerdings nicht dadurch, dass die Träumerin voller Angst aufwacht, soweit ist es noch nicht, sondern indem die Angst durch Symbolbildung gebunden und der Traum weitergeführt werden kann.

(3) „Da plötzlich ist vor mir eine Gletscherspalte.“

So wie es das magische Denken von Träumen erlaubt, verändert sich die Realität völlig überraschend und der Berg offenbart ein Inneres aus Eis, das sich als Gletscherspalte auftut. Sie tritt in eine direkte und lebensbedrohliche Nähe zur Träumerin.

(4) „Ich habe gerade noch so viel Zeit, das Kind auf der anderen Seite niederzulegen – dann stürze ich in die Tiefe.“

Wieder entwirft sich die Träumerin als ein starkes und weitsichtig handelndes Ich, dem es gelingt, das Kind auf der anderen Seite der Gletscherspalte abzulegen und dessen Überleben zu sichern. Nun dreht sich jedoch die Bewegungsrichtung im Traum um: nicht mehr nach oben zur Kirche, sondern nach unten in die Tiefe. Und aus dem Gehen und Tragen wird das Hinabstürzen, das anzeigt, dass die Träumerin die Selbstkontrolle verloren hat. Das Ich ist nicht mehr Herrin des Traumes, vielmehr wird es vernichtet, und wir könnten uns vorstellen, dass die Träumerin voller Herzklopfen und Angst aufwacht, weil die Symbolisierungsfunktion nicht mehr ausreicht, um den Traum fortzuführen und die Erregung zu binden. Aber davon wird uns nichts überliefert.

Die Spalte überbrücken

Dass es Sophie Scholl als Träumerin gelingt, das Kind auf der anderen Seite der Spalte hinzulegen bevor sie selbst in die Tiefe stürzt, ist der bemerkenswerte Höhepunkt des Traumes. Damit wird die Nichtigkeit des eigenen Selbst durch die drohende Hinrichtung anerkannt. Man wird nicht sagen können, dass in diesem Traum die Realität des Todes verleugnet und durch spirituelle Illusionen überzuckert wird. Vielmehr ist es eindrucksvoll, wie trotz des traumatischen Traumgedankens eine Symbolisierung gelingt und die emotionale Erfahrung der Todesangst in dieser Weise dargestellt wird (Koppenfels, 2021). Die Kälte,

die Einsamkeit, das Ausgeliefertsein, das erschreckende Aufklaffen der Mutter Erde zu einer eisigen, vernichtenden Spalte, der Sturz in die Tiefe zeigen die emotionale Anerkennung der Todesangst an, die mithilfe ihrer Symbolisierung stattfindet.

Klaus Heinrich (1995) hat eine wunderbare kleine Arbeit geschrieben über das gattungsgeschichtliche Symbol der Spalte, aus der wir kommen. Er beschreibt, wie unheimlich die Spalte erlebt wird und welche Manöver die Mythologie vollzieht, um mit ihrer chaotischen Kreativität zu Rande zu kommen. In unserem Traum wird die Geburtsfunktion der Spalte in eine Vernichtungsfunktion umgekehrt. Doch wird man sagen können, dass es der Träumerin gelingt, der Nichtung ihres eigenen Selbst und seiner Zukunft etwas Libidinöses entgegen zu setzen: gewissermaßen die Schöpfungskraft ihrer eigenen Spalte. Wir sehen: Es ist ein weiblicher Traum. Nehmen wir an, dass das Kind zu einem gewissen Teil ihr eigenes Kind darstellt, für dessen Überleben sie sich einsetzt und das vielleicht auch ihr eigenes Ideal-Selbst verkörpert, dann zeigt dieser Traum eine Zukunft auf, die ihr individuelles Leben überschreitet. Sophie Scholls Deutung ihres Traumes, die sie Else Gebel erzählt, unterstützt diese Interpretation: „Das Kind ist unsere Idee, sie wird sich trotz aller Hindernisse durchsetzen.“

So gelingt es dem Traum, die Spalte nicht zu verleugnen, sondern symbolisch darzustellen und sie zugleich zu überbrücken durch die körperliche Geste, das Kind auf die andere Seite hinzulegen. Und damit eine Zukunft anzuzeigen, die eine Zukunft von anderen sein wird, von denen die Träumerin jedoch spirituell nicht getrennt ist.

Unverfügbares verfügbar machen

Gehen wir nun zurück zum Begriff des Unverfügbaren. Mir scheint, dass wir von Sophie Scholls Traum lernen können, dass das Unverfügbare symbolisiert werden muss, dass es Gestalt annehmen muss, wenn wir mit ihm emotional in Kontakt treten wollen und es uns in irgendeiner Weise tragen soll. Unverfügbar ist in diesem Fall der Tod, denn die Erfahrung des eigenen Todes kann psychisch nicht integriert werden, sie bleibt unvorstellbar (De Masi 2004). Und unverfügbar ist das Entstehen von Hoffnung in einer derart existenziellen Bedrohung. Das Unbewusste der Träumerin macht sich dennoch Hoffnung verfügbar in dem Bild von der Überbrückung der Spalte.

Wir können uns fragen, wie diese Überbrückung überhaupt möglich ist? Einerseits hat es viel mit der außergewöhnlichen Ichstärke der Träumerin zu

tun. Die Kraft ihrer Persönlichkeit können wir an ihrer Bewältigungsorientierung, Aktivität, Selbstsicherheit und Symbolisierungsfähigkeit ablesen und an der großen Konstanz ihrer Objektbeziehung in dem Sinn, dass sie das Kind den ganzen Traum hindurch bewahrt und trägt.

Die Überbrückung der Spalte wird aber nicht nur durch ihre individuellen Ressourcen ermöglicht. Vielmehr wird sie eingeleitet durch eine ganze Reihe von Symbolen, welche über die individuelle Symbolproduktion hinausgehen. Sie sind der spirituellen und religiösen Tradition entnommen, in der Sophie Scholl groß geworden ist – einer protestantisch geprägten Tradition. Es sind von der Menschheitsgattung geteilte Symbole wie das Kind, das lange weiße Kleid, die Taufe, der Berg, der Weg, die Richtung nach oben, die Kirche, die Körperhaltung und Geste des Tragens, die Spalte und das Hinabstürzen. In diesem Traum ballen sich ungewöhnlich viele derartige Symbolisierungen zusammen, die überindividuell sind. Es wäre höchst interessant, sie genauer zu untersuchen. Für unseren Zusammenhang müssen wir uns darauf beschränken, dass sie Vorstellungswelten und Handlungsfelder darstellen, die das Unverfügbare verfügbar machen und es zugleich offen halten.

In der existenziellen Situation der Todesangst schafft es die unbewusste Erfahrung des Traumes, die Verzweiflung zu überschreiten und das Unverfügbare – in diesem Fall das Leben, die Hoffnung und die Zukunft – für die mentale Welt der Träumerin verfügbar zu machen. Mithilfe der überpersönlichen religiösen Symbolwelt kann sie in Kontakt treten mit ihren Erfahrungen von guten Objekten und eine Überbrückung gestalten.

Ich möchte diesen Traum in die Diskussion dieses Tages hineingeben mit dem Hinweis, dass wir alle Sophie Scholl sind in gewissen Situationen unseres Lebens. Und dass wir froh sein können, wenn es uns gelingt, auf eine vergleichbare Weise das Unverfügbare für uns zu fassen zu bekommen als das, was uns unbedingt angeht und bewegt.

(Worauf ich überhaupt nicht eingehen konnte, ist die eminente ethische Dimension des Traumes. Sie liegt in den Wertvorstellungen und dem verantwortungsvollen Handeln der Träumerin. Ihre emotionale und mentale Stabilität dürfte nicht zuletzt auf diesem starken ethischen Impuls beruhen. Das zeigt sich auch in Sophie Scholls eigener Deutung: „Das Kind ist unsere Idee ...“ Ist sie darin vielleicht auch deutlich protestantisch geprägt?)

Literatur

Berath, Charlotte (1966) Das Dritte Reich des Traumes. München: Nymphenburger Verlagsanstalt

Beuys, Barbara (2010) Sophie Scholl. Biografie. München: Hanser

De Masi, Franco (2004) Making death thinkable. London: Free Association Books

Heinrich, Klaus (1995) Von Nutzen und Nachteil der Spaltung. Religionsphilosophische Erörterung eines gattungsgeschichtlichen Symbols. In: Hermanns, Ludger M. (Hg.) Spaltungen in der Geschichte der Psychoanalyse. Tübingen: edition diskord, 62 – 79

Küchenhoff, Joachim (2021) Für Unverfügbares offen bleiben. Die gemeinsame Aufgabe von Religion und Psychoanalyse. Psyche – Z Psychoanal, 193 – 229

Moser, Ulrich und Hortig, Vera (2019) Mikrowelt Traum. Affektregulierung und Reflexion. Frankfurt/M.: Brandes & Apsel

Peng-Keller, Simon (2017) Sinnereignisse in Todesnähe. Berlin, Boston: De Gruyter

Scholl, Inge (1952) Die weiße Rose. Frankfurt/M.: S. Fischer

Stark, Thomas (2009) Die Widerspenstigkeit des Subjekts. Zur „quasi-natürlichen Kraft des Negativen“ (A. Honneth). Psyche – Z Psychoanal 63, 683 – 703



Dr. Herbert Will

„Allen Gewalten zum Trotz sich erhalten“: Freiräume finden in einem Leben, das einem nie ganz gehört

von Prof. Dr. Maike Schult

1. Die Trotzmacht des Geistes

Im Jahr 1945 befand sich der jüdische Neurologe und Psychiater Viktor E. Frankl in einer kaum erträglichen Situation.¹ An einem bitterkalten Morgen marschierte er als Teil einer Kolonne von KZ-Häftlingen, die in Südbayern zu Erdarbeiten gezwungen waren, aus dem Lager heraus zu einem Arbeitskommando. Die Füße waren durch Frostbeulen angeschwollen und steckten in offenen Schuhen. Die Gefangenen stolperten in der Dämmerung über die vereisten und verschneiten Felder. Sie waren völlig entkräftet und von Hunger gequält. In dieser aussichtslosen Situation, so berichtet es Frankl, habe er zu einem „Trick“ gegriffen und in der Phantasie Zuflucht gefunden: Er stellte sich vor, er stünde hinter einem Vortragspult und halte in einem großen, schönen, hellerleuchteten und gut beheizten Saal vor einem interessiert lauschenden Publikum einen Vortrag über genau die Dinge, durch die er in der Realität gerade hindurch musste. Er stellte sich vor, wie er diesem Publikum sachlich und um Objektivität bemüht von seiner subjektiven Leidenssituation erzählen würde. Diesem Vortrag gab er in Gedanken den Titel „Ein Psychologe erlebt das Konzentrationslager“ und malte sich die Szene genau und in allen Einzelheiten aus – wohl wissend, dass es so gut wie keine Hoffnung gab, solch einen sicheren, warmen und wertschätzenden Ort eines Tages wirklich erleben zu können: „[...] glauben Sie mir, damals sprach nichts dafür, alles nur dagegen, daß es mir jemals vergönnt sein würde, [...] im Rahmen eines Vortrags über dieses Erlebnis zu sprechen [...].“²

Tatsächlich *hat* Viktor Frankl über dieses Erlebnis gesprochen und später in Vorträgen „Von der Trotzmacht des Geistes“ erzählt. Sie sei es gewesen, die

1 Zu diesem Abschnitt vgl. Schult, Maike: *Sinnfragen in der Seelsorge: Viktor E. Frankl als Impulsgeber der Poimenik*, in: Korsch, Dietrich (Hg.): *Die heilende Kraft des Sinns. Viktor E. Frankl in philosophischer, theologischer und therapeutischer Betrachtung*, Stuttgart 2018, 83–101.

2 Vgl. Frankl, Viktor E.: *Von der Trotzmacht des Geistes*, in: *Im Anfang war der Sinn. Von der Psychoanalyse zur Logotherapie. Franz Kreuzer im Gespräch mit Viktor E. Frankl*, Wien 1982, 66–75; hier: 75.

ihm half, dem schrecklichen Geschehen gegenüber in Distanz zu treten und sich über die Situation zu stellen. Nur wenige Wochen nach dem beschriebenen Ereignis, am 27. April 1945, wurde Frankl von amerikanischen Truppen aus dem Lager befreit, und schon im Jahr darauf, im Frühjahr 1946, erschien der eben noch phantasierte Bericht in Buchform und trug zunächst, wie Frankl es sich vorgestellt hatte, den Titel „Ein Psychologe erlebt das Konzentrationslager“, später umbenannt in „... trotzdem Ja zum Leben sagen“.³ Diktiert in nur neun Tagen und Nächten, schildert Frankl hier nüchtern und mit großer Ruhe die Schwierigkeiten des seelischen Überlebens im Lager.⁴ Ein Bericht, von dem Frankl sich erhofft, dass er anderen, die Ähnliches erlebt haben, eine Bewältigungshilfe sein kann:

„Ich wollte dem Leser lediglich anhand eines konkreten Beispiels veranschaulichen, daß das Leben unter allen – selbst den schlimmsten – Umständen einen potentiellen Sinn hat. Und ich dachte, daß mein Buch Gehör finden würde, wenn ich dies anhand einer derart extremen Situation wie der des Konzentrationslagers zeigen könnte. Deshalb fühlte ich mich dafür verantwortlich, niederzuschreiben und festzuhalten, was ich durchmachen musste [sic; d.A.], da ich dachte, daß es vielleicht für diejenigen hilfreich sein könnte, die selbst nahe der Verzweiflung sind.“⁵

Viktor E. Frankl wurde am 26. März 1905 als Kind jüdischer Eltern in Wien geboren. Er studierte Medizin, ließ sich zum Neurologen und Psychiater ausbilden und begründete nach Sigmund Freuds Psychoanalyse und Alfred Adlers Individualpsychologie mit seiner Logotherapie die sogenannte „Dritte Wiener Richtung der Psychotherapie“. 1926 hatte er den Begriff der Logotherapie erstmals verwendet und damit eine neue therapeutische Richtung bezeichnet, die zur Heilung psychischer Konflikte die geistige Dimension nicht länger außer Acht lassen will.⁶ Nach dem sogenannten „Anschluss“⁷ Österreichs im Jahr 1938 an das nationalsozialistische Deutschland konnte Frankl nur noch einge-

3 Frankl, Viktor E.: ... trotzdem Ja zum Leben sagen. Und ausgewählte Briefe 1945–1949. Gesammelte Werke, Bd. 1, hg. von Alexander Batthyany, Karlheinz Biller, Eugenio Fizzotti, Wien/Köln/Weimar 2005.

4 Frankl, Viktor, E.: ...trotzdem Ja zum Leben sagen. Ein Psychologe erlebt das Konzentrationslager, in: Ders. 2005, 41–117.

5 Vgl. Frankl 2005, 21. Es ging ihm dabei also weniger darum, sein eigenes Schicksal zu beschreiben als einen sachlichen Text vorzulegen, der zentrale Gedanken der Logotherapie (Logos hier verstanden als „Sinn“) und Existenzanalyse vermittelt und aufzeigt, dass weder Leid, Schuld noch Tod unserem Dasein seinen Sinn zu nehmen vermögen: a.a.O., 15.
6 und 7 siehe folgende Seite

schränkt als Arzt arbeiten, doch war es ihm noch möglich, 1942 das Typoskript des Hauptwerks der Logotherapie „Ärztliche Seelsorge“ fertigzustellen. Darin distanziert er sich von dem mechanistischen Modell der Psychoanalyse und ihrer Fokussierung auf das Unbewusste des Menschen, das seiner Meinung nach nur einen Teilbereich der menschlichen Psyche beschreibt. Die einseitige Überhöhung des Unbewussten durch die Psychoanalyse führe dazu, alle weltanschaulichen und philosophischen Anliegen der Patienten zu pathologisieren und insbesondere die Frage nach dem Sinn des Lebens auszublenden. Frankl hingegen meint:

„Was hier not tut, ist eine Wendung in der ganzen Fragestellung nach dem Sinn des Lebens: Wir müssen lernen und die verzweifelnden Menschen lehren, daß es eigentlich nie und nimmer darauf ankommt, was wir vom Leben noch zu erwarten haben, vielmehr lediglich darauf: was das Leben von uns erwartet! Zünftig philosophisch gesprochen könnte man sagen, daß es hier also um eine Art kopernikanische Wende geht, so zwar, daß wir nicht mehr einfach nach dem Sinn des Lebens fragen, sondern daß wir uns selbst als die Befragten erleben, als diejenigen, an die das Leben täglich und stündlich Fragen stellt – Fragen, die wir zu beantworten haben, indem wir nicht durch ein Grübeln oder Reden, sondern nur durch ein Handeln, ein richtiges Verhalten, die rechte Antwort geben. Leben heißt letztlich eben nichts anderes als: Verantwortung tragen für die rechte Beantwortung der Lebensfragen, für die Erfüllung der Aufgaben, die jedem einzelnen das Leben stellt, für die Erfüllung der Forderung der Stunde.“⁸

Was Frankl hier fordert und in der „Ärztlichen Seelsorge“ bereits angedacht hatte, war keine nur am Schreibtisch gewonnene Erkenntnis, sondern seine eigene Antwort auf die „Forderung der Stunde“, die er im Leben bitter erfahren hat: 1942 wurden er, seine Frau und seine Eltern nach Theresienstadt deportiert.⁹ Die kommenden drei Jahre verbringt er in vier verschiedenen Konzentrationslagern und verliert in dieser Zeit bis auf eine Schwester seine gesamte Fa-

6 Die ergänzende Bezeichnung „Existenzanalyse“, die die Logotherapie philosophisch begründet und vertieft, hat Frankl erst 1933 geprägt. Die erste grundlegende logotherapeutische und existenzanalytische Publikation Frankls erscheint 1938: „Zur geistigen Problematik der Psychotherapie“, vgl. Frankl 2005, 29.

7 Der „Anschluss“ 1938 war eine Mischung aus Fusion, Annexion und Okkupation und setzte den Mythos von Österreich als dem ersten „Opfer“ Hitlers in Gang.

8 Vgl. Frankl 2005, 104.

9 Frankls Vater starb im Februar 1943 in Theresienstadt. Der Sohn gab dem Gefangenen, der an einem Lungenödem litt, eine Morphiumspritze, um ihm den Todeskampf zu ersparen: Frankl 2005, 33,34.

milie. Auch das Manuskript zu seinem Hauptwerk „Ärztliche Seelsorge“, das er zunächst, eingenäht in sein Mantelfutter, ins Lager mitnehmen kann, geht ihm bei der Ankunft in Auschwitz verloren.¹⁰ Nach dem Krieg schreibt er es neu. Denn die Erfahrungen in den Lagern haben Frankls grundsätzliche Sinnzugewandtheit nicht brechen können.¹¹ Sie haben sie eher gefestigt:

„In den Konzentrationslagern hatte ich Gelegenheit, die Logotherapie auf die Feuerprobe zu stellen. Tatsächlich war die Lektion nach Auschwitz, daß der Mensch ein sinnorientiertes Wesen ist. Wenn es überhaupt etwas gibt, das ihn auch noch in einer Grenzsituation aufrechtzuerhalten vermag, dann ist es das Wissen darum, daß das Leben einen Sinn hat, und sei es auch nur, daß sich dieser Sinn erst in der Zukunft erfüllen läßt. Die Botschaft von Auschwitz lautete: Der Mensch kann nur überleben, wenn er auf etwas hin lebt.“¹²

In der Gefangenschaft festigt sich bei Frankl die Überzeugung von der Einzigartigkeit jedes Menschen, dem in jeder Situation ein Rest von Freiheit bleibt: die Freiheit, Stellung zu beziehen und so auch in einer Lage äußerster Hilflosigkeit zumindest noch innerlich Entscheidungen treffen zu können.¹³ Mit Blick auf die Opfer bedeutet dies: Die einzige Möglichkeit, die Widrigkeiten des Lebens auszuhalten, bestehe darin, eine *Aufgabe* vor sich zu haben. Denn die Hingabe an eine Aufgabe bewirke, dass der Mensch sich von sich selbst und dem momentanen Erleben distanzieren könne, und sei es noch so unerträglich. Sie mache es möglich, die mit der Situation verbundenen Ohnmachtsgefühle zu kompensieren, die existentielle Frustration zu ertragen und nicht zum Opfer der Verhältnisse zu werden, zu denen ihn die Situation bestimmen will. Einer solch passiven Opferrolle stellt Frankl die *Trotzmacht des Geistes* entgegen und spricht damit dem Menschen die grundsätzliche Fähigkeit zu, noch den schlimmsten äußeren und inneren Umständen widerstehen, trotzen zu können. Wenn der Mensch die „tragische Trias“¹⁴ von Leid, Schuld und Tod durchbricht durch das Urvermögen der Selbstdistanzierung und Selbsttranszendierung, sei er fähig,

10 Vgl. Frankl 2005, 35.36. Als er im Oktober 1944 in das Konzentrationslager Auschwitz-Birkenau kommt, muss er sich von dem bereits fertiggestellten Manuskript trennen. Nach seiner Befreiung kehrt er nach Wien zurück und schreibt es neu. 1946 wird es noch vor seinem Lagerbericht in Österreich publiziert.

11 „Ob er es will oder nicht [...] – der Mensch glaubt an einen Sinn, solange er atmet.“ Zitiert nach Kolbe, Christoph: *Heilung oder Hindernis. Religion bei Freud, Adler, Fromm, Jung und Frankl*, Stuttgart 1986, 220.

12 Zitiert nach Kolbe 1986, 213.

13 Vgl. Kolbe 1986, 214.

14 Vgl. Kolbe 1986, 231.

sich *über* die Situation zu stellen, diese für sich um- und neu zu deuten und in einem schöpferischen Akt der Sinngebung auch in einer Situation sinnlosen Leidens das Gefühl des Ausgeliefertseins zu überwinden. Der Mensch sei unter keinen Umständen „Marionette äußerer oder innerer Kräfte“. ¹⁵ Zwar sei er nie frei von Bedingungen, wie er überhaupt nie frei *von* etwas ist. Wohl aber sei er frei *zu* etwas, und zwar frei zu einer Stellungnahme gegenüber allen Bedingungen. Diese Freiheit sei es, die die Menschen in die Lage versetzt, auch den härtesten Umständen entgegenzutreten. ¹⁶ Zur Freiheit aber gehört für Frankl Verantwortung. Sie äußere sich darin, auf das Leben zu antworten, das Aufgabencharakter hat und den Menschen befragt. Jeder einzelne solle sein Leben verantworten *ad situationam* und *ad personam*. ¹⁷ Wofür und vor wem, vor welcher Instanz der Mensch sich verantwortlich sieht, ob vor Gott, dem Leben oder einem Gericht, das lässt er offen, denn die Frage nach dem Lebenssinn könne jeder immer nur für sich selbst und für seine augenblickliche Situation beantworten. ¹⁸ Was sich aber schulen lasse, und dem gilt Frankls zentrale Aufmerksamkeit, sei der sogenannte „Einstellungswert“. ¹⁹ Der Mensch habe immer die Möglichkeit, sich gegenüber seinem Schicksal, auch wenn es unabänderlich ist, einzustellen. Noch im Leiden liegen Sinnmöglichkeiten, liege das schöpferische Potential, die erzwungenen Verhältnisse zu unterwandern, sie zu transzendieren und sich eben darin als Mensch zu erweisen: ²⁰

„Wer von denen, die das Konzentrationslager erlebt haben, wüßte nicht von jenen Menschengestalten zu erzählen, die da über die Appellplätze oder durch die Baracken des Lagers gewandelt sind, hier ein gutes Wort, dort den letzten Bissen Brot spendend? Und mögen es auch nur wenige gewesen sein – sie haben Beweiskraft dafür, *daß man dem Menschen im Konzentrationslager alles nehmen kann, nur nicht: die letzte menschliche Freiheit, sich zu den gegebenen Verhältnissen so oder so einzustellen. Und es gab ein ‚So oder so‘*“ ²¹

Frankl will also nicht einstimmen in eine Rede, die Menschen zum Opfer der Umstände erklärt, auch nicht unter den Extrembedingungen des Holocaust

¹⁵ Vgl. Kolbe 1986, 215 und Frankl, Viktor E.: *Anthropologische Grundlagen der Psychotherapie*, Bern 1975.

¹⁶ Vgl. Kolbe 1986, 216.

¹⁷ Vgl. Kolbe 1986, 217.

¹⁸ Vgl. Kolbe 1986, 220.221.

¹⁹ Vgl. Kolbe 1986, 231.

²⁰ Vgl. dazu: Frankl, Viktor E.: *Der leidende Mensch. Anthropologische Grundlagen der Psychotherapie*, Bern/Stuttgart/Toronto ²1984.

²¹ Vgl. Frankl 2005, 95.

mit seinen vielfachen traumatogenen Situationen. Auch hier noch sieht er den Menschen als Gestalter und Umgestalter der Verhältnisse. Nicht als „Produkt“ seiner Umwelt, der Vererbung oder Erziehung, sondern als ein zur Entscheidung berufenes Wesen, das die Freiheit hat, sich zu den Bedingungen und Zumutungen des Lebens zu verhalten, sich ihnen zu unterwerfen oder diese Zumutungen anzunehmen. In zahlreichen Vorträgen hat Frankl nach dem Krieg seine persönlichen Erfahrungen verarbeitet und mit seiner Logotherapie Wege und Methoden gesucht, wie es auch anderen gelingen kann, traumatische Ereignisse zu bearbeiten und den Blick nach vorne zu lenken. Immer wieder hat er dabei das „Leiden am sinnlosen Leben“ als Krankheit unserer Zeit bestimmt²² und vor dem Hintergrund seiner eigenen Lebensgeschichte betont, wie notwendig es ist, *trotzdem Ja zum Leben zu sagen*.

Die „Trotzmacht des Geistes“ ist eine Wortschöpfung Frankls, die auf das Goethe-Gedicht „Feiger Gedanke“ (1777) zurückgeht und die auf die darin enthaltene Zeile anspielt „Allen Gewalten zum Trutz sich erhalten“.²³ Diese war auch in der Familie Scholl ein geflügeltes Wort und hat Hans und Sophie in ihrem Widerstandsgeist gegen den Nationalsozialismus gestärkt und bis zum Tag ihrer Hinrichtung begleitet. Sophie Scholl hat, so haben wir es im Vortrag von Herrn Will gehört, ihre Aufgabe darin gesehen, ihre Idee, ihr „Kind“, zu retten. Und sie war bereit, dafür ihr eigenes Leben hinzugeben. Sie hat ihr Leben nicht retten können im Sinne von Lebenszeit. Aber sie hat es sich auch nicht nehmen lassen. Sie hat es in die Hand genommen und in einer Situation äußerster Bedrängnis, in der sie der Verfügungsgewalt anderer ausgesetzt war, als eine Aufgabe gestaltet, die ihr sinnvoll erschien. Auch wenn sie damit die politischen Verhältnisse nicht so umgestalten konnte, wie sie es sich wünschte, hat ihr die Trotzmacht des Geistes doch eine innere Freiheit eröffnet und es ihr ermöglicht, ja zu einem Leben zu sagen, das einem nicht ganz gehört.

2. Die Denkfigur der Unverfügbarkeit

Viktor E. Frankl und Sophie Scholl zeigen exemplarisch an, dass es selbst unter extremen Bedingungen – zwar vielleicht erwartungswidrig, aber doch möglich ist, sich einen Rest an Freiheit zu bewahren und frei zu werden zu. Sich also

22 Vgl. Frankl, Viktor E.: *Das Leiden am sinnlosen Leben. Psychotherapie für heute*, Freiburg/Basel/Wien 21991.

23 *Allen Gewalten / Zum Trutz sich erhalten, / Nimmer sich beugen, / Kräftig sich zeigen, / Rufet die Arme / Der Götter herbei.*

zu den zugemuteten Bedingungen zu verhalten und seinen „Einstellungswert“ darauf abzustimmen. Das macht den Menschen jedoch nicht frei von Bedingungen, wie auch Frankl betont, und dies gilt besonders für die Denkfigur, die nicht nur irgendeine Bedingung, sondern eine Grundbedingung unseres Lebens beschreibt und über die nachzudenken das „Zentrum für Seelsorge und Beratung“ (ZfsB) eingeladen hat: die Unverfügbarkeit. Unverfügbarkeit ist dabei offenbar positiv konnotiert, wenn es mit der Einladung zu diesem Fachtag darum gehen soll, „die Sinne für das Unverfügbare offen zu halten, damit Neues möglich und Zukunft eröffnet wird [...], um gemeinsam eine seelsorgliche Kirche“ zu sein.²⁴ Tatsächlich ist der Begriff der Unverfügbarkeit theologisch geprägt und prominent in Marburg entwickelt worden, von dem Neutestamentler Rudolf Bultmann (1884 – 1976). Er kam als Substantiv vermutlich Anfang der 1930er Jahre in Bultmanns Umfeld auf, hat sich von dort aus nicht nur in die Kirche, sondern auch in verschiedene Wissenschaftsdisziplinen verbreitet, in die (Religions-)Philosophie²⁵, Soziologie oder Psychoanalyse etwa, findet sich auch in unserer Alltagssprache und ist zudem ein typisch deutscher Begriff, für den das Englische kein hinreichendes Äquivalent kennt.

Den Weg dieses Begriffs, der in Marburg aufgekommen und vielleicht sogar von dort aus überhaupt in die deutsche Sprache eingeführt worden ist, hat Wilfried Härle nachgezeichnet.²⁶ Unverfügbarkeit meine bei Bultmann nicht, wie es heute oft verstanden werde, „ein Verbot im Blick auf das, worüber wir nicht verfügen dürfen, sondern viel weitreichender eine Unmöglichkeit im Blick auf das, worüber wir nicht verfügen können.“²⁷ Für Bultmann gehören dazu vor allem fünf Wirklichkeiten: Gott, die Offenbarung, das Menschsein, der Glaube und die Liebe. Über all das können Menschen nicht verfügen, und eben dies zu verstehen, sei der eigentliche, entscheidende Inhalt der christlichen

24 Vgl. die Einführung „Zum Programm“ im Jahresprogramm 2022 des ZfsB von Angela Grimm, Direktorin des Zentrums für Seelsorge und Beratung, 3.

25 Vgl. Rosenau, Hartmut: Art. Unverfügbarkeit. I. Religionsphilosophisch, in: RGG4 (2008), Bd. 8, Sp. 811–812; Bosse, Katrin: Art. Unverfügbarkeit. 2. Dogmatisch, in: RGG4 (2008), Bd. 8, Sp. 812–813.

26 Härle, Wilfried: Unverfügbar, in: *zeitzeichen* 5/2009, 28 und ausführlich in: Ders.: Rudolf Bultmanns Theologie der Unverfügbarkeit, in: Landmesser, Christof/Klein, Andreas (Hg.): *Rudolf Bultmann (1884–1976) – Theologie der Gegenwart. Hermeneutik – Exegese – Theologie – Philosophie*, Neukirchen-Vluyn 2010, 69–86. Er verweist auch auf die Übersetzungsschwierigkeiten ins Englische, während das Französische mit „indisponibilité“ ein (älteres) Äquivalent kenne: a.a.O., 71, Anm. 11.

27 Härle 2009, 28.

Botschaft: „Christ sein [...] heißt, aus dem zu leben, was für uns unverfügbar ist.“²⁸ Das bedeutet auch die Unverfügbarkeit des Menschen über sich selbst. Das menschliche Leben sei Geschenk, und wer meint, ganz eigenmächtig und autonom handeln zu können, folge damit einer entfremdeten, uneigentlichen Existenz – eine Einsicht, die zu denken uns durch Pandemie und Krieg vielleicht wieder nähergekommen ist und die doch eine Zumutung bleibt: „Unverfügbarkeit! Ich habe den Eindruck, dass es kaum ein anderes Wort gibt, in dem sich so gut zusammenfassen lässt, was heute als christliche Botschaft einem gesellschaftlichen Trend entgegensetzen ist, der nur noch ein selbstbestimmtes oder autonomes Leben als menschenwürdiges Leben anerkennen will.“²⁹ So Wilfried Härle. Dass etwas von dieser Einsicht wieder neu in der Luft liegt, zeigt das Buch „Unverfügbarkeit“, in dem der Soziologe Hartmut Rosa 2019, also noch vor der Pandemie, den theologischen Programmbegriff nicht nur titelgebend aufgenommen,³⁰ sondern von ihm her auch unsere ‚Trends‘ und gesellschaftlichen Rahmenbedingungen beschrieben hat. Rosa sieht als das zentrale Bestreben der Moderne die Vergrößerung der eigenen Reichweite. Stets gehe es darum, die Welt ökonomisch und technisch verfügbar zu machen, wissenschaftlich erkennbar und beherrschbar, rechtlich berechenbar, politisch steuerbar und alltagspraktisch kontrollierbar. Doch dieser Versuch habe seinen Preis. Denn mit einer solch verfügbaren Welt, in der es nur nach der Logik des Sichtbar-, Erreichbar-, Beherrschbar- und Nutzbarmachens geht, sei kein Dialog möglich. Mensch und Welt würden einander fremd, sie *entfremdeten* sich, wie es Bultmann ähnlich schon gesagt hat. Dem Verfügenwollen setzt Rosa darum die *Resonanz* entgegen als unberechenbare, selbst nicht operationalisierbare Beziehung mit einer nicht-verfügbaren Welt. Sie entstehe, wenn wir uns auf Fremdes, Irritierendes einlassen. Auf das, was sich außerhalb unserer kontrollierbaren Reichweite befindet, und uns damit auf einen Prozess einlassen, dessen Ergebnis sich nicht vorhersagen lässt, aber lebendig macht – Lebendigkeit entstehe nur aus der *Akzeptanz* des Unverfügbaren. Eine Einsicht, der wir sicher gern zustimmen. Nur: Wie lässt sie sich begründen?

Mit der Rede von der Unverfügbarkeit hatte Bultmann auf das verwiesen, was dem Menschen über sich selbst nicht zur Verfügung steht: Liebe, Gesundheit, Glaube, Anfang und Ende des eigenen Lebens. Er prägte den Begriff An-

28 Härle 2009, 28.

29 Härle 2009, 28.

30 Rosa, Hartmut: *Unverfügbarkeit*, Wien/Salzburg 22019.

fang der 1930er Jahre und hielt damit vor dem Hintergrund des anbrechenden ‚tausendjährigen Reiches‘ das Offene, Verletzliche und Unbeherrschbare des Lebens hoch und die Möglichkeit wach, zu einer Haltung zu finden, wie sie der jüdische Psychologe Viktor E. Frankl noch aus seinen Erfahrungen im Konzentrationslager heraus gefordert und die christliche Widerstandskämpferin Sophie Scholl gelebt haben, die für ihre Haltung ihr Leben hingegeben, aber mit Bultmann gesprochen auch ein ‚echtes Leben‘ und eine ‚Eigentlichkeit‘ gehabt hat, ohne sich das vornehmen oder planen zu können: „Seine Eigentlichkeit ist ihm [dem Menschen] nicht wie eine Naturbeschaffenheit zu eigen, er verfügt nicht über sie. [...] Ist echtes Leben ein Leben in der Hingabe, so verfehlt nicht nur der Mensch das echte Leben, der statt aus der Hingabe, aus dem Verfügen über das Verfügbare lebt, sondern auch der, der die Hingabe selber als ein verfügbares Ziel versteht und nicht sieht, daß sein eigentliches Leben schlechterdings nur Geschenk für ihn sein kann.“³¹

Dogmatisch gesehen hielt Bultmann mit dem Begriff der Unverfügbarkeit fest, dass Gott nicht als Objekt zur Verfügung steht, auch nicht der Theologie, und grundsätzlich nicht zum Objekt menschlichen Verhaltens gemacht werden kann.³² Theologisches Denken kann darum nicht objektivierend sein und trägt eben damit eine wichtige Grundperspektive in die Gesellschaft ein, die vielleicht zu wenig wahrgenommen und auch von der Theologie selbst zu wenig offensiv vertreten wird. Auch der Glaube im Sinne einer religiösen Gewissheit ist unverfügbar, und doch äußert sich Gott, so Katrin Bosse, in der Geschichte als die Freiheit, sich verfügbar zu machen und so dem Menschen eine Beziehung zum Unverfügbaren und die Erkenntnis der Unverfügbarkeit selbst zu ermöglichen. Diese Hingabe Gottes zum Objekt der Welt erfülle sich in der Inkarnation, im Leben und Sterben Jesu Christi. Das bedeutet: Zu Gottes Unverfügbarkeit gehört auch seine Freiheit, sich verfügbar zu machen und sich selbst zu offenbaren. Das spiegele sich auch im christlichen Menschenbild: in der Achtung der Gewissensfreiheit, die für die Geschwister Scholl so wichtig war, im Personbegriff, der das Personsein als unverfügbar versteht und als nicht abhängig von menschlichen Fähigkeiten, wie auch die Würde des Menschen unantastbar bleibt und niemandem unter keinen Umständen genommen werden kann. Keine Institution könne diese Unverfügbarkeit aufbrechen, auch nicht die Kirche, wie auch das Reich Gottes nicht herstellbar und überhaupt kein menschliches

31 Zitiert nach Härle 2010, 79.

32 Hier und zum Folgenden vgl. Bosse 2008, Sp. 812.

Projekt ist, sondern stets angewiesen bleibt auf Gottes Neuschöpfung. Die Unverfügbarkeit gründet im Göttlichen selbst als das Unbedingte und Absolute, das von allen Bindungen und Bedingungen losgelöst und insofern nicht in einem innerweltlichen Verweisungszusammenhang greifbar ist,³³ wie Hartmut Rosenau konstatiert. Das Göttliche, so Rosenau, ist eben kein Gegenstand, ist nicht haptisch erfahrbar und werde doch als Grund der Wirklichkeit vorausgesetzt. Es komme damit dem Heiligen (Rudolf Otto) nahe, das in seinem Geheimnischarakter jenseits ist und doch mit einem personalen Gottesbild verknüpft werden kann, sofern zur Personalität Gottes immer auch Unverfügbarkeit gehört im Sinne von Souveränität, Freiheit, Würde und Selbstbestimmung. Damit stehe die Rede von der Unverfügbarkeit für ein prinzipielles Bewusstsein von den Grenzen menschlicher Verfügungsgewalt und könne zugleich ein Zugang sein zu Gott als dem verborgenen (*Deus absconditus*), als Gottesferne und Gottesverlassenheit. Denn die Unverfügbarkeit Gottes zeige sich auch in seiner Unabhängigkeit von der Welt und seiner Unerkennbarkeit – für den *homo religiosus* wie für den nicht religiös gebundenen Menschen der westlichen Industrienationen, für den Gott bedeutungslos geworden zu sein scheint angesichts des Wertes eigener menschlicher Freiheit und Autonomie und der sich selbst eben darum unberechenbar wird und in seiner Identität selbst entgleitet.³⁴ Darin zeige sich, so Hartmut Rosenau, die tragische Konsequenz des neuzeitlich-technischen Verfügenwollens, wie sie Hartmut Rosa aktuell beschrieben hat und wie sie im Begriff der Kontingenzerfahrung auch in Seelsorge und Beratung begegnet.

3. Der unsichtbare Gegenstand

Der Glaubens-Gegenstand, der Gegenstand der Theologie, ist unverfügbar. Wer an Gott glaubt, hat nichts in der Hand. Nach Härle wirkt es so, als habe Bultmann das Wort „Unverfügbarkeit“ als Gegenbegriff zur griechischen Vorstellung von der „Unsichtbarkeit“ bzw. „Unerkennbarkeit“ Gottes gebildet und damit „die Heiligkeit, Überlegenheit und Gefährlichkeit Gottes für den Menschen, der Gott sieht“, aussagen wollen.³⁵ Gott selbst als „Glaubens-Gegenstand“ ist nicht zu haben,³⁶ und doch können wir uns eben dies vielleicht über

33 Rosenau 2008, Sp. 811.

34 Rosenau 2008, Sp. 812.

35 Härle 2010, 76.77.

36 Härle 2010, 76.77

einen *Gegenstand* vor Augen führen und uns paradoxerweise das, was nicht sichtbar und nicht verfügbar ist, visualisieren. Jedenfalls kam mir in der Vorbereitung auf diesen Vortrag ein Objekt wieder in Erinnerung, das ich vor vielen Jahren bei Anne M. Steinmeier in Halle kennengelernt habe und an dem sie exemplarisch die Bedeutung der „Kunst als Denkerin der Freiheit“³⁷ aufgezeigt hat: eine Bronzeskulptur von Alberto Giacometti, die er Mitte der 1930er Jahre geschaffen hat, als sich in Europa die politischen Extreme radikal polarisierten. Die Skulptur zeigt eine Figur, eine Frau vielleicht, mit dünnen Gliedmaßen und Rädern anstelle der Augen, die ihr etwas geben von einem Insekt, einer Gottesanbeterin vielleicht. Ihr eines Auge ist intakt, das andere zerbrochen. Sie wirkt, als steige sie aus einem Abgrund hervor,³⁸ obwohl sie, an eine Art Lehnstuhl gelehnt, eher sitzt als steht. Die Arme vor der Brust erhoben, scheint sie sehr behutsam etwas zu halten, was man nicht sieht: die unsichtbare Leere zwischen den Händen, anwesend und abwesend zugleich. Die Skulptur ist ein Wendepunkt in Giacomettis Werk. Sie sei ihm wie von selbst mit einem Schlag in den Kopf gekommen und habe ihm nach dem Tod des Vaters Neues eröffnet. In dem Moment, wenn man alles verloren hat, und tatsächlich hat sie Giacometti als Gedenkstein für das Grab des verstorbenen Vaters verwendet. Dabei geht die Idee vielleicht auf ein Marienbild, „Die thronende Madonna“, zurück. Nur dass hier eben etwas fehlt und unsichtbar bleibt, was man in dem Vor-Bild, dem Freskenzyklus von Cimabue, noch sieht: das Kind, Christus. „Der unsichtbare Gegenstand“ (*L’objet invisible*) heißt Giacomettis Werk denn auch. Oder auch „Mains tenant le vide“, das man lautlich doppelt hören kann als „Hände, die die Leere halten“, oder „Maintenant le vide“: „Jetzt die Leere“. Dann „könnte der unsichtbare Gegenstand in den Händen der Frau nicht auf etwas Abwesendes verweisen, sondern le vide könnte ‚etwas Anwesendes, wenngleich Unsichtbares‘ zeigen“³⁹ – und damit paradoxerweise das anführen, was gegenwärtig sehr zu fehlen scheint – Bultmanns Einsicht in Gott und seine Unverfügbarkeit: „Der Mensch, der an Gott als seinen Gott glauben will, muß wissen, dass [sic] er

37 Steinmeier, Anne M.: *Kunst als Denkerin der Freiheit*, in: Krüger, Malte/Plaul, Constantin/Polke, Christian/Scheliha, Arnulf von (Hg.): *Freiheit denken. Protestantische Transformationen in der Gegenwart*, New York/Frankfurt a. M. 2021, 165-185. Vorher schon in: Dies.: *Schöpfungsräume. Auf dem Weg einer praktischen Theologie als Kunst der Hoffnung*, Gütersloh 2003, 198ff. mit genauerer Objektbeschreibung.

38 Hier sei auch erinnert an den Traum von Sophie Scholl in der Nacht vor ihrer Hinrichtung, den Herr Will so eindrücklich geschildert hat.

39 Steinmeier 2021, 174.

nichts in der Hand hat, worauf er glauben könnte, daß er gleichsam in die Luft gestellt ist und keinen Ausweis für die Wahrheit des ihn anredenden Worts verlangen kann. Denn Grund und Gegenstand des Glaubens sind identisch. Die Sicherheit findet nur, wer alle Sicherheit fahren läßt, wer – um mit Luther zu reden – bereit ist, in die inneren Finsternisse hineinzugehen.“⁴⁰ Die, die Seelsorge betreiben, kennen das vielleicht in besonderer Weise: die Bereitschaft, mit einem anderen in die inneren Finsternisse hineinzugehen und dabei dem anderen nicht viel mehr geben zu können als die Bereitschaft, ihm zu folgen und seine Leere mit (aus-) zu halten. Sie ist damit die „Kunst der leeren Hände“. ⁴¹ Denn Seelsorgende stellen nichts her. Sie halten einen Raum offen und behutsam die unsichtbare Zerbrechlichkeit und Würde des Gegenübers zwischen ihren Händen, aber auch die Rede von Gott in der Gesellschaft wach, so Gott nicht als Erfüllungsgehilfe eigener Wünsche vermittelt wird, sondern als der, der Menschen die Kraft gibt, sich dem Unangenehmen im Leben zu stellen und sich mit innerer Freiheit in äußerlich nicht veränderbaren Verhältnissen zu bewegen. Bultmanns Denkfigur von der Unverfügbarkeit ist dann auch wichtig für die Frage, was kirchliche und theologische Arbeit leisten kann und was nicht und wie sich aus jüdisch-christlicher Tradition heraus der Zusammenhang von Freiheit, Gabe und Hingabe als Haltung neu denken lässt – ohne freilich selbst über eine solche Haltung zu verfügen.



Prof. Dr. Maike Schult

⁴⁰ Bultmann, zitiert nach Härle 2010, 83.

⁴¹ Vgl. Leimgruber, Ute/Lohausen, Michael/Seip, Jörg/Spielberg, Bernhard (Hg.): *Die Leere halten. Skizzen zu einer Theologie, die loslässt. Festschrift für Erich Garhammer zum 70. Geburtstag*, Würzburg 2021.

Der Film „UNDINE“ (2020)

Regie und Drehbuch: Christian Petzold

von Diplom-Psychologin Uta Scheferling

Seltsam mutet dieser Film an, märchenhaft, träumerisch-somnambul, verstörend und, die Metapher des Wassers aufnehmend, irgendwie verschwommen. Zeitweise verführend mit seinen romantischen, mitunter geradezu magisch wirkenden Bildern, dann aber wieder auch unvermittelt klaustrophobisch-ängstigend. So nimmt er uns mit, zieht uns hinein in ein Wechselbad der Gefühle zwischen träumerischem Dahintreiben in stimmungsvollen Bildern und plötzlichen Irritationen, Schrecken bis hin zum Grusel.

Es ist, als berühre dieser Film einen Zwischenraum zwischen Oberwelt und Unterwelt, zwischen bewusst und unbewusst, vertraut und fremd, zwischen der Welt der Sprache, des Verstehens und der Welt der Sprachlosigkeit, des Fühlens und Empfindens. Vieles in diesem Film wirkt verstörend, z.B. wenn Geräusche zu hören sind, die nicht zu dem passen, was wir gerade sehen oder wenn die Farben durch vorgesetzte Filter eine seltsam verführende, träumerische, aber auch befremdende Atmosphäre erzeugen. Wenn das Zeiterleben durcheinanderkommt oder wenn Taucherbrillen und Schwimmflossen plötzlich im Meer treiben.

Spätestens, wenn das Aquarium in Stücke zerspringt, treibt man auch als Zuschauer*in wie durch ein strömendes Gewässer, wird quasi mitgerissen in diese rätselhaft wirkende Wasserwelt Undines, die nach der Trennung von ihrem Freund Johannes wie ein Fisch auf dem Trockenen wirkt.

Die Namen der drei wichtigen Personen dieses Filmes sind alle verbunden mit dem Element des Wassers: Undine ist bekannt als die Hauptfigur eines Kunstmärchens von Friederich de la Motte Fouqué, geschrieben Anfang des 19. Jahrhunderts, in der Zeit der aufkommenden Romantik. In dem Märchen ist sie eine Naturgöttin, die aus dem Wasser kommt, wo sie mit ihrem Onkel Kühleborn lebt. Nur durch die Heirat mit einem Mann kann Undine beseelt werden und ein irdisches Leben wie die anderen Menschen führen. Bricht dieser ihr aber die Treue, so muss sie ihn töten, ganz, wie es auch die Undine im Film ankündigt. Dann muss sie wieder zurück in die Unterwasserwelt zu ihrem Oheim.

Johannes, ihr erster Freund, erinnert mit seinem Namen an Johannes den Täufer. Und Christoph teilt seinen Namen mit Christopherus, der in der Bibel

als Rettender den kleinen Jesus über den Fluss trägt, so wie er auch hier im Film als Rettender erscheint.

In psychoanalytischen Kontexten wird das Wasser oftmals mit dem Unbewussten gleichgesetzt, beides ist ähnlich schwer zu fassen. So schreibt bspw. der Schriftsteller und Sigmund-Freud-Kulturpreisträger Georges-Arthur Goldschmied 1999 in seinem Buch „Als Freud das Meer sah“ (S. 47): „Wenn man Freud liest, könnte man meinen, das Unbewusste sei so beschaffen wie das Meer. Es scheint um eine Senkrechte organisiert zu sein, das Unbewusste, immer tiefer in den Seelenraum abzusinken, während ständig etwas aus der Tiefe aufsteigt, daher der Wiederholungszwang, daher die Wiederkehr des Verdrängten.“

Aber zunächst beginnt der Film auf dem Trockenen, auch wenn der eingesetzte Grünfilter bereits alles in eine etwas wässrige Atmosphäre taucht und Assoziationen zu Wasserpflanzen weckt.

Ruhig beginnt der Film mit dem Blick auf das ernste und sorgenvoll dreinblickende Gesicht Undines. Ihr gegenüber ihr Freund Johannes, der ebenfalls besorgt und irgendwie sprachlos wirkt. Das Paar sitzt in einem kleinen Café mitten in Berlin, das sich in einer grünen Nische an ein historisches Gemäuer anschmiegt. Im Hintergrund ertönen seltsame Geräusche, eine Art Rumoren, undifferenziert, fast wie aus einem Maschinenraum. Kommen sie von außen? Es ist nichts Adäquates zu sehen. Oder ist es eher die akustische Umsetzung des inneren Aufruhrs und die mörderischen Wut, in die Undine gerät, nachdem ihr Johannes klar macht, dass er sich von ihr trennen wird, dass diese Partnerschaft gerade zerbricht? Eine erste Irritation zwischen Innen und Außen ist damit auch für die Zuschauenden gesetzt.

„Du hast gesagt, dass du mich liebst. Wenn du mich verlässt, muss ich dich töten, das weißt du doch“, sagt Undine zu Johannes. Er darauf: „Lass den Scheiß.“ Während Undine über die Welt ihrer verzweifelten Gefühle spricht, reagiert Johannes rational und kühl, wenngleich auch etwas ängstlich. Undines Ankündigung eines Mordes aber lässt für einen Moment die Ordnung unserer rationalen Welt erzittern und verblüfft durch ihre unerbittliche, sehr klar wirkende Feststellung, als folge sie einem Gesetz.

Durch den Abzug seiner Liebe ist Johannes für Undine nutzlos geworden. Er kann deshalb ausgestoßen, ausgelöscht werden. Soll er doch leiden und seine böse Tat büßen. Undine wäre den schmerzhaften Affekt erst einmal los, allerdings zum Preis starker Schuldgefühle.

Warum so radikal? Weil Undine den Schmerz nicht in sich halten und ihn darum nicht auf dem Wege der Trauer verarbeiten kann. Ihr ist der Boden unter den Füßen weggezogen, angstvoll schaut sie aus dem Fenster, ob Johannes noch dort sitzt, wie sie es aus ihrer Verzweiflung heraus in machtvoller Geste und in der Hoffnung, doch über seine Liebe zu ihr verfügen zu können, angeordnet hat. Denn ohne ihn ist sie im Sinne des Märchens unbeseelt oder seelenlos. Ohne den sie begehrenden und damit ihre Existenz rechtfertigenden Johannes hat sie nichts mehr, was sie (auf Erden) hält.

„Mains tenant le vide“ – so heißt die Skulptur von Giacometti, die auf dem Titelblatt des Tagungsflyers zu sehen ist; übersetzt: „Die Hände halten die Leere“. Eine beruhigende Vorstellung, dass die Leere gehalten werden kann. Die vom Wortklang her ebenso mögliche zweite Übersetzung klingt wesentlich beunruhigender: „Maintenant le vide“, in der Übersetzung: „Jetzt die Leere“. Das ist es, wodurch die Undine im Film bedroht ist.

Sie kann diese Leere nicht fassen, nicht halten, nicht aushalten. Sie gerät in einen psychischen Aufruhr, den sie durch das eingeübte und routiniert vorgebrachte Referat über die Geschichte Berlins zunächst kontrollieren kann, doch bei ihrer Standardfrage: „Weiß jemand, wo wir uns gerade befinden?“ gerät ihre Fassade ins Wanken, übernimmt ihre innere, aufgewühlte Welt der Verlorenheit die Regie und nur mit Mühe findet sie in ihre Rolle zurück.

Wir alle kennen das schmerzhafteste Gefühl, von einem geliebten Objekt verlassen zu werden, plötzlich in eine Leere zu fallen. Wenn die geliebte Bezugsperson Vater oder Mutter ihre Aufmerksamkeit zugunsten eines/einer anderen abzieht, wird für das Kind die Erkenntnis unausweichlich, dass es über die geliebten Objekte nicht wirklich verfügen kann. Die eigene Begrenztheit und Ohnmacht und damit auch das hereinbrechende Bewusstsein über die Abhängigkeit vom Anderen spüren zu müssen, löst einen tiefen Schmerz aus, der bei allen späteren Verlusten im Leben wieder anklingt. Jeder Mensch wird vor die Aufgabe gestellt, diesen Schmerz zu meistern. Es ist ein „fact of life“, wie der britische Psychoanalytiker Roger Money-Kyrle es nannte.

Ein scheußliches Moment, so plötzlich auf sich gestellt und wie ein Atom ungebunden all-ein zu sein, wie ist das auszuhalten?

„Mains tenant le vide“ – Hände halten die Leere. Um diesen Moment zu überstehen und ihn letztlich kreativ nutzbar werden zu lassen, braucht es irgendeine Form von innerem Halt, sagen wir mal „gefühlte Hände“. In diesem Zusammenhang sei an den oft zitierte Satz einer ehemaligen Landesbischofin

erinnert, die sagte: „Ich kann nicht tiefer fallen als in Gottes Hand.“ Ohne ein gutes, wohlwollendes und sicheres inneres Objekt kann es nicht gehen, und wenn ein solches bis dahin in der Psyche noch nicht ausreichend etabliert werden konnte, dann braucht es einen Ersatz, um den gefürchteten Zusammenbruch zu verhindern.

Dieser – im Außen statt im eigenen Inneren gefundene – Ersatz mit Namen Christoph wird nun für Undine existenziell wichtig. Um ihn nicht zu verlieren, muss sie alle Register der Verführung ziehen, die jedoch in der Folge eine weitere Selbstentfremdung bewirken.

Christoph ist ein Industrietaucher und Kenner der Unterwasserwelt. Gerade so, wie ihn Undine im Aquarium gesehen hatte und als kurz danach eine Männerstimme aus dem Off mit Nachhall ihren Namen rief – woher kam die Stimme? Wer hatte hier nach Undine gerufen? Wieder so eine Verstörung: Rief die Stimme nur in Undines Vorstellung? Und worüber spreche ich hier dann eigentlich? Über einen Film, über einen Traum oder einen Traum im Film?

Nachdem Christoph, zu ihr gesprochen hat, scheu um sie wirbt, stößt er gegen ein Regal. Es kommt es zu einem leichten Beben, das sich langsam – wie in Zeitlupe – in eine heftige Erschütterung auswächst und das große Aquarium zum Bersten bringt. Das Zerschlagen der haltenden Glaswände verbildlicht gleichsam die einstürzenden Ich-Grenzen von Undine, die von den offenbar als traumatisierend erlebten, hereinbrechenden Emotionen überflutet wird und einerseits wie ein Fisch auf dem Trockenen um ihr Überleben kämpft, andererseits aber durch das Begehren von Christoph wieder von ihrem eigentlichen Element, dem Wasser umspült ist.

Christoph erweist sich als Retter in der Not, er kümmert sich um Undines Verletzungen, indem er vorsichtig die Glassplitter aus ihrem Bauch entfernt. Das Blut auf ihrer weißen Bluse erinnert an den Verlust der Unschuld, etwas Unwiederbringliches, nicht wirklich wieder gut zu Machendes. Doch zunächst einmal legt sich der liebevolle und verliebte Christoph wie ein Pflaster über Undines Verletzung. Undine hat auf diese Weise nicht nur keine Gelegenheit zum Trauern, sie ist auch zu einem lebendigen Trauerprozess gar nicht der Lage, da ihre Seele – wie im Mythos beschrieben – nur lebendig ist, wenn ein Mann sein ganzes Begehren auf sie richtet. Undine muss nun dafür sorgen, dass ihr dieses Begehren, was sie beseelt, nicht wieder verloren geht. Eine Entwicklung kann somit nicht stattfinden, stattdessen wird im Sinne eines Wiederholungszwangs das verlorene Objekt durch ein anderes ersetzt. Dabei ist es Undine selbst, die zu Christoph in einer wunderbar sinnlichen, aber anscheinend nur Fassaden

Weise eine sehr kluge Erkenntnis über den Bau des neuen Humboldtforums vorträgt: Es ist „... ein im 21. Jahrhundert erbautes Museum in der Gestalt eines früheren Herrscherpalastes des 18. Jahrhunderts. Das Täuscherische liegt in der These, dass dieses keinen wesentlichen Unterschied bedeutet, was in etwa gleichbedeutend ist mit der Behauptung, dass Fortschritt unmöglich ist.“

Das Täuscherische in der Beziehung zu Johannes oder Christoph liegt nun auch darin, dass sie nichts anderes ist als eine simple Überschreibung der ursprünglich ersten Liebe, die einer früheren, als mächtig erlebten, geliebten Elternfigur galt. Diese nicht erkannte oder nicht anerkannte Täuschung blockiert Undines psychische Entwicklung.

Fortschritt entsteht durch Veränderung, stetige Wiederholung aber blockiert Veränderung. Es braucht die Kraft, sich von dem Vertrauten zu lösen, sich – wie es im Tagungstitel genannt wird – für Unverfügbares offen zu halten, um schließlich etwas wirklich Neues finden zu können.

Als Undine zusammen mit Christoph durch dessen Unterwasserwelt taucht, entdeckt er auf einem alten Brückenpfeiler ein Herz und daneben den Schriftzug UNDINE. Wer immer auch dieses Herz mit dem Schriftzug dort angebracht haben könnte – er bricht ein als etwas trennendes Drittes. Die enge Dualität von Christoph und Undine zerbricht. Auf diese Weise plötzlich auf sich gestellt, gerät Undine in eine Art Fragmentierung: Ihre Taucherbrille, ihre Schwimmflossen und ihre Taschenlampe, alles, was ein irdischer Mensch zum Tauchen in der Tiefe braucht, treiben davon. Wenn dann der riesige Wels Gunter Undine mit sich fort zieht – oder lässt Undine sich von dem Wels davon ziehen?, dann liegt der Gedanke an ihren Oheim, den Onkel Kühleborn nahe, in dessen Herrscherpalast sie früher lebte und von dem sie sich nicht wirklich lösen kann.

Noch einmal tritt Christoph als Retter auf und zieht die leblos im Wasser treibende Undine an Land. Zum Rhythmus von „Staying alive“ atmet er ihr die beinahe verloren gegangene Seele wieder ein – Undine darf noch eine Weile bleiben.

Eine vergleichbare Szene spielt sich ab, als die schlafende Undine von ihrer Arbeitskollegin geweckt wird. Unvermittelt bricht diese ein in Undines träumerische Welt, in ihre Phantasie einer großartigen, unteilbaren Liebe. So aus ihrer Traumwelt herausgerissen, wirft Undine durch eine ungeschickte Bewegung die kleine Taucherfigur von Christoph – der Beginn eines Übergangsobjekts könnten wir denken – vom Tisch und diese zerbricht; ganz so, wie Undine bei dem Tauchgang mit Christoph kurz aus der Welt gefallen war.

Das Bein wird angeklebt, Undine wird beatmet – vorläufige und wenig stabile Hilfsaktionen sorgen für den Fortgang der Geschichte. (Auf Zusammenhänge mit der Stadtgeschichte Berlins oder mit Schichten und Geschichtetem will ich hier nicht weiter eingehen.)

Mithilfe von Johannes oder Christoph wird das fragile Ich Undines zusammengehalten. Aber auch wenn man es nicht sehen kann, ist es doch immer durch diese Bruchstelle gefährdet. „Staying alive“ geht nur solange gut, wie kein störender Dritter in diese Zweisamkeit eindringt und sie dadurch auftrennt.

Als Undine und Christoph innig verbunden einen Spaziergang machen, begegnet ihnen Johannes mit seiner neuen Freundin. Undine fühlt sich an der Seite von Christoph sicher genug. Sogar ein erneutes Werben von Johannes kurze Zeit später kann sie kühl abweisen. Doch alles gerät ins Wanken, als Christoph sie auf diese Begegnung anspricht. Er habe es gespürt, wie ihr Herz aufgehört habe zu klopfen und dass sie dem Paar nachgeschaut habe. Er, für den die Vergangenheit Undines vielleicht nichts Bedrohliches an sich hat, möchte es dennoch genau wissen: „Verliebte müssen sich immer die Wahrheit sagen“, betont er, während Undine herumeiert und es schließlich abstreitet. Nun steht sie im Dreieck, genau genommen in zwei Dreiecken: zwischen Johannes und Christoph und zwischen Johannes und seiner neuen Frau.

Noch einmal muss sie sich erinnern, dass sie Johannes einmal geliebt hat. Aber nun wird diese Vorstellung für sie geradezu unerträglich, da sie ihn ja zusammen mit einer anderen Frau gesehen hat und in diesem Bild diejenige ist, die als verlassene Dritte aus dieser Liebensbeziehung ausgeschlossen ist.

Hat Undine nun schon alle psychischen Mittel aufgewendet, um Christoph an sich zu binden, durch den sie sich vor dem Gefühl existenzieller Einsamkeit und bedrohlicher Leere geschützt fühlen kann, taucht diese Leere nun in dem Gefühl des Ausgeschlossenseins wieder auf.

In seinem 1967 veröffentlichten Buch „Die Trennung der Liebenden“ schreibt der ungarische Psychoanalytiker Igor Caruso, dass der schwierigste Teil bei einer Trennung von einer geliebten Person nicht die Loslösung von dieser ist. Das Schlimmste sei die Vorstellung, selbst im Bewusstsein des Anderen ausgelöscht und bedeutungslos zu werden. Das ist die Wiederholung einer anderen unumstößlichen Lebensstatsache, das grundsätzliche Ausgeschlossensein aus der elterlichen Gemeinschaft, der Urszene, und das damit verbundene Zurückgeworfensein auf eine existenzielle Alleinheit.

Undine braucht Christoph jetzt umso mehr, ist ganz und gar angewiesen auf ihn in diesem Moment der Verlorenheit, den sie nicht erträgt. Sie muss sich entsetzlich fürchten, dass er sie verlässt, würde er die Wahrheit erfahren. So wie bei ihr ein Objekt, dass mit einem Dritten im Bunde ist, nur noch wert ist, getötet zu werden, wendet sich diese Vorstellung nun gegen sie selbst.

Christoph ist nicht mehr per Telefon erreichbar und schließlich spricht sie ihm die Wahrheit auf den AB, untermalt von lautem Straßenlärm, der ihr getriebenes Inneres, ihre Schuldgefühle und ihre Angst zu symbolisieren scheint.

Als sie es nicht länger aushält und an seinem Arbeitsplatz nach ihm suchen geht, erfährt sie, dass er einen schweren Unfall hatte und im Krankenhaus liegt. Er sei „hirntot“, erfährt Undine von Christophs Kollegin.

Die Ankündigung des Todes von Christoph konfrontiert Undine nun unwiderruflich mit der Begrenztheit des Lebens und mit ihrer eigenen Begrenztheit. Schlimmer noch mag sich in dem Moment das Bewusstsein der eigenen Schuld anfühlen.

Noch einmal sehen wir in einer kurzen Szene, wie das Aquarium zerspringt, alles zerbricht, über Undine hereinbricht und zerfließt, und noch einmal aus dem Off die Stimme, die nach ihr ruft. Ein langsamer, nicht mehr aufzuhalten-der Fragmentierungsprozess setzt ein bei Undine, nichts hält sie und auch sie kann nichts mehr halten. Sie muss erkennen, dass sie weder über die Liebe noch über den Tod verfügen kann. Ihr Zeiterleben stimmt nicht mehr, im Krankenhaus vergisst sie ihre Jacke, im Zug ihre Handtasche und ohne den Halt eines letzten guten Objekts ist sie nun ganz ihrer inneren Destruktivität ausgeliefert. Sie geht Johannes töten, indem sie ihn – quasi vor den Augen seiner Freundin – in seinem Swimmingpool unter Wasser drückt.

Letzte Akte machtvoller Verfügung, die jedoch aus dem Leben herausführen: Wenn sie Johannes tötet, dann kann ihn auch keine andere mehr bekommen. Sie befördert ihn dorthin, wo auch sie bald sein wird und von wo auch er, nunmehr unbeseelt, sie nicht mehr wirklich verlassen kann. In romantisiert-verklärten Bildern lässt der Regisseur des Filmes Undine zurück ins Wasser gehen. So, als sei es eine wunderbare Wiedervereinigung mit ihrer eigentlichen Natur.

Christoph lebt weiter, er geht der Geschichte nach, durchlebt seinen großen Verlustschmerz und kann die Vergangenheit anerkennen, an die schließlich zwei versunkene mythische Figuren am Grund eines Aquariums erinnern.

In seinem Aufsatz über Trauer und Melancholie aus 1917 schreibt Sigmund Freud über den Gewinn dieser Trauerarbeit sinngemäß, dass die psychische Anstrengung des Trauerns dabei hilft, auf das Objekt zu verzichten, es für tot zu

erklären. Im Gegenzug biete die Trauer dem Ich dafür die Prämie des am Leben Bleibens (vgl. S. Freud, GW Bd. X, FfM 1967, S. 445).

Christoph wird ein „Independent Diver“, wie seine neue Firma heißt. Nach einem letzten sehnsüchtigen Tauchgang und einer Begegnung unter Wasser mit Undine lässt er sie los. Er verzichtet auf sie, erklärt sie gewissermaßen für tot. So hat er die Chance, neue Bindungen eingehen zu können.

Er taucht wieder auf, gerufen von seiner schwangeren Frau, neues Leben kündigt sich an. In der Hand hält er das Symbol für das Verlorene – die Taucherfigur. Ein fassbarer Trost, greifbar, jederzeit verfügbar.



Uta Scheferling (links) und Ute Rokahr in einer Pause des Fachtages

Wir ringen um Wege zum Menschen – Predigt aus Anlass des 50-jährigen Bestehens des PPD in der Hannoverschen Landeskirche

von Regionalbischöfin Dr. Adelheid Ruck-Schröder

Am 11. April 1972 fand sich eine Gruppe von Theolog*innen im Westerwald zu einer legendären Tagung ein. Die 26 Männer und immerhin 2 Frauen kamen aus der ganzen EKD nach Altenkirchen angereist. Sie hatten Visionäres im Sinn: An jenem Donnerstag vor 50 Jahren gründeten sie die Gesellschaft für Pastoralpsychologie.

Ich war damals ein sechsjähriges Mädchen. Natürlich hatte ich keinen bläsen Schimmer, was da in Altenkirchen seinen Lauf nahm und erst recht keine Ahnung, in welchem Transformationsprozess sich Gesellschaft und Kirche damals befand. Dass parallel zu alledem in der Hannoverschen Landeskirche der Pastoralpsychologische Dienst gegründet wurde, dessen 50-jähriges Bestehen wir heute feiern, davon wusste ich rein gar nichts.

Im Gegenteil: Ganz ungeachtet solcher Meilensteine der Pastoralpsychologie habe ich zu meinem sechsten Geburtstag ein Poesiealbum bekommen. Auf die erste Seite hat meine Freundin folgenden Spruch hineingeschrieben: „Blüh‘ wie das Veilchen im Moose, sittsam, bescheiden und rein und nicht wie die stolze Rose, die immer bewundert will sein.“ Rollenreflexion ist etwas anderes. Das Frauenbild in Pfarrhäusern war traditionell, auch wenn mein Vater als junger Pfarrer damals gerade die ersten Früchte der Pastoralpsychologie ausprobierte und eine Balintgruppe besuchte. Der Hunger war groß nach einem neuen Paradigma der „Wege zum Menschen“, vielleicht in erster Linie zu sich selbst. Ermahnung und Verkündigung hatten viele damals vor 50 Jahren satt.

Und heute? Was die Gründergeneration der Pastoralpsychologie erreichen wollte, ist erreicht. Schon gehen die Nachfolgenerationen in den Ruhestand. Der PPD ist aus der Hannoverschen Kirche nicht mehr wegzudenken. Das ist eine riesige Errungenschaft. Ich bin dafür dankbar. Es ist gut, in einer Kirche zu arbeiten, die Freiräume für die Reflexion der eigenen beruflichen Rolle ermöglicht. Viele nutzen das, und für die jungen Pastor*innen gehört das selbstverständlich zu ihrem beruflichen pastoralen Selbstverständnis dazu.

Aber der Hunger nach neuen Wegen ist heute genau so groß wie damals. Pandemie. Ukrainekrieg. Energiekrise. Immer mehr Menschen haben den Kon-

takt zur Kirche verloren und treten derzeit in Scharen aus. Das ruft bei uns selbst Fragen auf: Wofür stehen wir? Was ist unser Beitrag als Christ*innen in der Gesellschaft?

Wir ringen um Wege zum Menschen.

Die Skulptur von Giacometti auf der Einladung weist in diese Richtung. Das Ringen, die Suche nach Kraft, ja, nach was eigentlich? Der Titel des Bildes, sein Zentrum – „Der unsichtbare Gegenstand“ – kommt im Bild nicht vor. Das ist bemerkenswert. Das Unsichtbare des Gegenstandes in der Skulptur spiegelt meine Fragen nach meinem Kraftfeld, aber auch nach dem Kraftfeld, das wir als Christ*innen miteinander teilen.

Dieses Motiv zum Jubiläum irritiert mich aber auch. Der leere Blick, der Eindruck des Mangels, das Nacktsein der ausgezeherten Frau. Mir will das Motiv für dieses Jubiläum nicht gefallen. Es ruft mehr den Mangel auf als die (unsichtbare) Kraft. Wo kann ich da meine Freude platzieren und meine Dankbarkeit darüber, dass heute zum Beispiel viele Frauen in verantwortlichen Positionen sind, in der Seelsorge, im Zentrum für Seelsorge und Beratung, in der Kirche überhaupt? Meine Dankbarkeit dafür, dass mein eigener Weg als Theologin schon im Studium durch einen KSA-Kurs wesentlich geprägt wurde. Überkommene Muster im Pfarrbild und im Miteinander der kirchlichen Berufe sind längst aufgebrochen.

Und da passt das surrealistische Werk von Giacometti dann doch wieder sehr gut als Motiv für dieses Jubiläum. Das surrealistische Moment dieser Skulptur bedeutet nämlich Protest gegen den Status quo. Es spricht eine Sprache, die dazu aufruft, das Überkommene zu hinterfragen und Hemmendes zu überwinden. Die Figur beginnt, mit mir zu reden. Ich mit ihr. Was nehme ich wahr? Das harte Gestell im Hintergrund. Es wirkt, als hielte die harte Struktur die Frau fest. Hilfreich ist es nicht, dieses Geländer. Es ist dysfunktional, die stützende Platte liegt unsinnigerweise auf den Füßen der Frau auf und fixiert sie. Das Gestell wirkt hinderlich und beschränkt den Bewegungsradius empfindlich. Wie anders war der Tanz, den wir vorhin hier in der Kirche gesehen haben: Voller Bewegung, voller Energie. Die Tänzerin hat sich nach vorne gewagt, den Raum erschlossen. Das Gestell aber in der Skulptur blockiert. Am liebsten würde ich es aus dem Bild nehmen.

Vielleicht liegt darin das Produktive dieser künstlerischen Provokation: Sie schärft meinen Blick auf das, was ich als hemmend in meinem Beruf wahrnehme. Nicht nur ich, viele Kolleginnen und Kollegen, beruflich und ehrenamtlich Tätige in der Kirche würden gerne Dinge lassen, dysfunktionale Strukturen abbauen. Wir leiden an ihnen. Sie binden Kräfte. Gerade die junge Generation hin-

terfragt die Vielzahl der Aufgaben und reflektiert die Diffusität der Erwartungen. Ich nehme auch gleichzeitig die Angst wahr, ohne alles dazustehen, wenn wir altbewährte, aber inzwischen überdehnte Strukturen lassen oder hinterfragen: die parochiale Logik, Staatsdotationen, Kirchensteuer, Körperschaften öffentlichen Rechtes, Gebäude, die uns zu groß und zu viel geworden sind, pastorales Standesdenken, usw. Ich sehe das Gestell überall und spüre gleichzeitig, wie wir am Festgezurrtten leiden.

Die Hände aber, die Hände der Skulptur, sind in Bewegung. Sie halten das Unsichtbare. Oder besser gesagt: Sie versuchen es zu halten. Wir ringen um das geistliche Zentrum, um das, was wir eben nicht in der Hand haben. Auch die Tänzerin hat vorhin den unsichtbaren Dreh- und Angelpunkt ihrer Bewegungen gleichsam umkreist. Meister Eckardt, der große Mystiker, hat Bilder für das Unfassbare gesucht. Er redet von Gott als einem „Wirbel“, einem „vünckelin“, einem „Funken“ oder einem „Etwas in der Seele“, das doch ein „non-locus“ ist, ein „nicht-Ort“. Er kommt zu überraschenden Konsequenzen, spricht von einem tiefgreifenden Lassen: „Wir müssen Gott bitten, dass wir Gottes ledig werden“, sagt er. Selbst die fromme Hinwendung zu Gott ist hinderlich. Der Freiraum, die Leere schafft Platz.

Wir haben vorhin die berühmte Passage von Mose am brennenden Dornbusch gehört. Mose war einfach nur da, bei der Arbeit. Da war nichts außer seinen Schafen und ein paar Büschen. Der Unverfügbare hat sich ihm in den Weg gestellt. Unsichtbar lodernd im Gestrüpp des Dornbusches. War Mose besonders offen dafür? Ich weiß es nicht. Mose wollte einfach wissen, was sich da tut, was seine Aufmerksamkeit erregt. Und er kriegt eine bemerkenswerte Antwort aus dem lodernden Feuer: „Komm nicht näher! Zieh deine Schuhe aus! Der Ort, auf dem du stehst, ist heiliges Land.“

Da ist es wieder, das Unverfügbare. Mose darf ihm nicht zu nahe kommen. Es gibt eine Distanz, ein Gebot von angemessener Nähe und Distanz auf heiligem Boden. Diese Antwort berührt mich heute am Ende dieses Fachtages in besonderer Weise. Ich habe heute Nachmittag eine „Aufstellung“ erlebt. Das war wie ein geschützter Raum für mich, der existentielle Fragen aufgerufen hat: Wo stehe ich, wie stehe ich da, wer steht noch hier, wie viel Nähe und Distanz ist gut? Der Fachtag hat mir einen geschützten Raum eröffnet und darin das Offene offengehalten. Das hat mir gutgetan. Wir sind nicht Mose, und eine „Aufstellung“ ist keine Nachstellung des brennenden Dornbusches. Aber mir hat diese Methode eine Ahnung von Ressourcen gegeben, die größer sind als ich. Das ist wie ein heiliger Moment. Dafür bin ich dankbar. Und das hat mich

spüren lassen, wie wertvoll pastoralpsychologische Arbeit ist.

Die 26 Männer und Frauen, die damals im Westerwald die Gesellschaft für Pastoralpsychologie gegründet haben, hatten meines Erachtens diese Ressource visionär im Blick. Sie wollten geschützte Räume eröffnen. Sie haben Methoden erforscht und ausprobiert, die das Offene offen halten. Das geschieht bis heute im Pastoralpsychologischen Dienst, und dafür bin ich dankbar.



Bronzeskulptur von Giacometti „Der unsichtbare Gegenstand“ (Hände, die Leere haltend)

„Die Ratlosigkeit dieser Zeit können wir nur gemeinsam aushalten“ – ein kurzer Blick auf Plenum und Diskussion

von Andrea Hesse

„Der Dialog zwischen Psychoanalyse und Theologie gehört zu uns“ – mit diesen Worten leitete Gert Stührmann, Vorsitzender der Konferenz des Pastoralpsychologischen Dienstes in der hannoverschen Landeskirche, den Fachtag des Zentrums für Seelsorge und Beratung (ZfSB) in Hannover ein. Zuvor hatte Angela Grimm, Direktorin des ZfSB, betont, dass dieser Tag unter einem besonderen Vorzeichen stehe: dem 50-jährigen Bestehen des Pastoralpsychologischen Dienstes (PPD) in der Evangelisch-lutherischen Landeskirche Hannovers. „Verlässlich begleiten Sie Menschen, die ein Anliegen haben, und ich gratuliere allen Aktiven und Ehemaligen des PPD zu diesem Jubiläum“, so Grimm.

„Das Unverfügbare offen halten“, so der Titel des Fachtages, widmete sich der Wahrnehmung, dass sich das Leben menschlicher Verfügbarkeit entziehe – einmal mehr deutlich geworden in den Erfahrungen von Pandemie und Krieg in Europa. Das Unverfügbare, so Stührmann, stehe als Chiffre für das „Zwischen“ und sei Ausgangspunkt für kreative Wege in eine sinnvolle Zukunft. Der Beziehung zum Unverfügbaren unter schwersten persönlichen Bedingungen widmeten sich in Impulsvorträgen Dr. Herbert Will, Psychoanalytiker und Theologe aus München, und Prof. Dr. Maike Schult, Professorin für Praktische Theologie in Marburg und Literaturwissenschaftlerin.

„Das Unverfügbare muss symbolisiert werden, es muss Gestalt bekommen, damit wir damit umgehen können – das gilt auch für die Hoffnung“, erklärte Will. Beispielhaft stellte er einen 1952 veröffentlichten Traum, den Sophie Scholl in der Nacht vor ihrer Hinrichtung geträumt hatte, in den Mittelpunkt: Vor dem Sturz in die Schwärze einer bodenlosen Erdspalte war es ihr in diesem Traum noch gelungen, das Kind, das sie in den Armen trug, wohlbehalten auf der gegenüberliegenden Seite der Spalte abzulegen. Dieses Kind sei die Verkörperung der Idee von Freiheit, die sich trotz aller Hindernisse durchsetzen werde, so Will. „Die Symbolisierungen im Traum machen das Unverfügbare verfügbar und halten es gleichzeitig offen – wir können froh sein, wenn wir das Unverfügbare wenigstens teilweise zu fassen bekommen als das, was uns unbedingt angeht.“ Mit dem Hinweis auf

den bekannten Satz des Theologen Paul Tillich, Religion sei das, „was uns unbedingt angeht“, schloss Will den Bogen zwischen Psychoanalyse und Theologie.

Prof. Dr. Maike Schult ging in ihrem anschließenden Impuls der Frage nach, aus welchen Ressourcen sich (Über-)Leben in scheinbar auswegloser Situation speise. Sie rückte den Wiener Psychiater Viktor Frankl in den Blick, der mehrere Konzentrationslager dank der „Trotzmacht des Geistes“ überlebte. „Das seelische Überleben im Arbeitslager wurde möglich durch diese ‚Trotzmacht‘, die Frankl dabei half, sich über die Ereignisse zu stellen“, so Schult. Die Distanzierung vom Unerträglichen habe es ihm erlaubt, sich innerlich einen Raum für die eigene Entscheidung zu erhalten und Subjekt zu bleiben – ein schöpferischer Akt, der der Situation eine neue Deutung gegeben und das Überleben ermöglicht habe. Anders und doch parallel habe Sophie Scholl ihr Leben im Sinne von Lebenszeit nicht retten können, habe sich aber die Freiheit erhalten, über den Sinn ihres Lebens selbst zu bestimmen. Frankl und Scholl sei gemeinsam, dass sie die Unantastbarkeit ihrer Würde bewahrten.

Schult benannte in ihrem Impuls das Unverfügbare, als dessen Grundbedingungen der Theologe Rudolf Bultmann unter anderem Gott, Glaube und Liebe erkannte, als „Trutzmacht gegen den Zeitgeist“, die sich auch dem Anspruch totalitärer Staaten entziehe. Allerdings trete Gott als Unverfügbares im Zeitalter neoliberalen Denkens gegenüber dem Individuum immer stärker in den Hintergrund. Dem könne der Gedanke der Unverlierbarkeit der Gotteskindschaft etwas entgegensetzen; hier liege eine Aufgabe sowohl der Seelsorge als auch des Religionsunterrichtes.

Mit Blick auf das Unverfügbare stellte der hannoversche Dramaturg Martin Mutschler im anschließenden Podiumsgespräch Gemeinsamkeiten von Theater und Religion fest: Beide wirkten sinnstiftend, ließen sich aber nie vollständig erfassen. Theater und Kirche arbeiteten gleichermaßen an der Schaffung kollektiver Erfahrungsräume, in denen Menschen sich als Teil der Gemeinschaft erleben und den „sozialen Abgleich“ ihrer individuellen Erfahrungen vollziehen könnten. Während der Corona-Pandemie sei das Fehlen solcher Möglichkeiten den Menschen vielfach schmerzhaft bewusst geworden.

Die Möglichkeit der Verständigung im Subtext aufgrund eines gemeinsam erlebten Kulturraumes werde auch aufgrund der zunehmenden Digitalisierung schwieriger, stellte Maike Schult fest; überschaubare erlebte Gemeinschaften würden zunehmend durch Blasen ersetzt. Herbert Will schloss die Frage an, wie sich die starke Betonung der Individualität zukünftig mit Räumen kollektiven Erlebens zusammenbringen lasse. Mit Blick auf den Zukunftsprozess

„#Kirche2030“ der Landeskirche betonte Prof. Dr. Hanns-Stephan Haas, Leiter des Prozesses, die Notwendigkeit einer breiten Beteiligung: „Sonst finden wir zu schnell Lösungen. Die Ratlosigkeit dieser Zeit können wir nur gemeinsam aushalten.“

Stimmen aus dem Publikum äußerten den Wunsch nach einer genaueren Betrachtung der Beziehungen zwischen Individuum und Gemeinschaft, auch den Blick auf verbindende kollektive Erfahrungen über die Generationen hinweg. Mit kleinen Samenbomben als Dankeschön verabschiedete Gert Stührmann schließlich die Beteiligten des Fachtages: „Wir wissen nicht, was dabei herauskommt – auch das ist in gewisser Weise unverfügbar.“



Diskussionspodium mit (von links) Prof. Dr. Hanns-Stephan Haas (Leitung Zukunftsprozess #Kirche2030), Prof. Dr. Maike Schult, Gert Stührmann (Vorsitzender der Konferenz des PPD), Dr. Herbert Will, Martin Mutschler (Dramaturg an der Staatsoper Hannover)

Die Workshops – ein paar Gedanken

Männer mit Nagellack

Wie regelmäßige Irritationen dabei helfen,
die Kreativität zu erhöhen (Leitung: Christopher Lambrecht)

Männer mit Nagellack sorgen für Irritationen. So hatte es Workshopleiter Christopher Lambrecht vom Zukunftsteam der hannoverschen Landeskirche selbst erlebt und nahm dies zum Anlass für den Titel seines Workshops beim Fachtag „Das Unverfügbare offen halten“. Die Bereitschaft, Irritationen einzugehen und auszuhalten, ermögliche, dass Unverfügbares sich ereignen darf.

Zwei Denkanstöße, die zum Nachdenken und ins Gespräch führten, brachte Lambrecht in die Workshopgruppe ein.

Erstens: Die Kreativität ist dann am höchsten, wenn eine Struktur agil, also beweglich ist. Ist die kirchliche Struktur zu labil oder zu fest, so haben es kreative Veränderungsprozesse schwer. Und doch braucht es ausreichend Sicherheit, einen Rahmen, der hält aber eben nicht einengt und zugleich eine Veränderlichkeit, die überhaupt Bewegung ermöglicht, aber nicht ins Chaos führt. In solch einer Art von agiler Struktur entsteht Spielraum für das kreative Nachdenken und Ausprobieren. Eine agile Struktur ermöglicht Raum für Spiel, für Neues, das entsteht und auch wieder der Veränderung unterliegt. Die entstehende Kreativität ist dabei nicht zielgerichtet, hat keine Innovation im Blick, keine Optimierung. Ein Beispiel für diese Art von Kreativität aus meinem Alltag möchte ich einfügen: Im Herbst traf ich im Park eine Frau mit ihrer kleinen Enkelin. Ich hörte sie schon von weitem Laternenlieder singen. Ihre Laternen, die sie trugen, aber waren Zweige aus dem Park, auf die sie farbenfrohe Herbstblätter gesteckt hatten.

Zweitens: Der Golden Circle ist ein Denkmodell von Simon Sinek. Bildlich lassen sich dazu drei umeinanderliegende Kreise vorstellen. Im innersten Kreis befindet sich die Frage *Why*, im zweiten Kreis befindet sich die Frage *How*, der dritte und damit äußere Kreis beinhaltet die Frage *What*. Im Zentrum also des Golden Circle steht das *Warum* (Why): Warum sind wir Kirche, was ist unsere Motivation, ...? Erst wenn das geklärt ist, kommt das *Wie* (How): Wie setzen wir es um, wie sind die Strukturen, ...? Und dann erst folgt das *Was* (What): Welche Angebote gibt es, welche Aktivitäten? Häufig aber ist die Kommunikation

in Organisationen und Institutionen, so auch in der Kirche, von außen nach innen, vom What über das How zum Why. Wer aber vom Warum/Why ausgehend kommuniziert, gibt sich Raum zum Nachdenken und -fühlen, bleibt in Kontakt mit den eigenen biografischen und religiösen Wurzeln und geht so von sich auf andere zu. Das How und What werden sich daraufhin leichter finden lassen und eine eigene Kraft entwickeln.

Andrea Schridde

Der Wille zur Unverfügbarkeit im kreativen Prozess

Einblicke in die Arbeit mit
Improvisation und Komposition (Leitung: Daniel Stickán)

Das Unverfügbare ereignet sich nicht beziehungslos aus einem Nichts heraus. Es braucht einen willentlich hergestellten Rahmen, der einen Freiraum für das Nicht-Verfügbare bereitstellt. Dies ist die vielleicht nachhaltigste Erkenntnis aus dem Workshop mit Daniel Stickán – Organist, Jazzpianist und Komponist aus Lüneburg und sensibler musikalischer Begleiter des Fachtages.

Wie das aussehen kann, dazu gab Daniel Stickán einen Einblick in den Entstehungsprozess seiner Kinderkantaten zu den „Vier Elementen“: Am Anfang stehen theologische Assoziationen zum Thema. Eine erste Ahnung von der zukünftigen Gestalt stellt sich ein. Es folgt eine umfangreiche Recherche nach geeigneten Texten aus Bibel, Lyrik und Prosa – hunderte Texte können dabei zusammenkommen.

Mit ihnen geht der Künstler anschließend analog in eine „körperliche Auseinandersetzung“: Unzählige Zettel liegen ausgebreitet auf dem Schreibtisch. Die Texte werden hin und hergeschoben, Assoziationsflächen bilden sich, nach und nach entsteht eine Übersicht im Raum. Die Texte reduzieren sich auf eine Auswahl, die dann im nächsten Schritt zu Form und Dramaturgie findet.

Auch bei der musikalischen Komposition braucht das Unverfügbare einen Rahmen: einen störungsfreien Raum, eine regelmäßige Arbeitszeit, in der ich „vor Ort“ bin, auch wenn sich tagelang nichts Brauchbares einstellen will. Es beginnt mit einem Loslassen des Körpers und einem Summen über dem Text.

Motive und Melodiesequenzen steigen auf, mit handwerklicher Arbeit am Detail wird daraus schließlich Musik.

Der „Wille zur Unverfügbarkeit“ reicht bis in die Aufführung: Stickan nutzt bewusst einfache Alltagsgegenstände und die Architektur des Kirchraums, um ein Erleben unverfügbarer Momente, z.B. mit Luft, Wasser, Feuer zu ermöglichen.

Bei der Schriftstellerin Elke Erb findet der Musiker eine Querverbindung zur Literatur. Für ihre Gedichte im Buch „Sonanz“ hat Elke Erb sich von Lautsilben leiten lassen – ein sehr im Körperlichen angesiedelter Prozess, den Stickan auch in der Musik, besonders bei der Jazzimprovisation, wiederfindet. Der Körper sei hier unmittelbar mit dem Instrument verbunden, er reagiere mit einem tiefen Wissen und Fähigkeiten, die in Echtzeit nicht zu kontrollieren seien. Aufgabe des Künstlers sei es, den Körper an diesem schöpferischen Prozess nicht zu hindern.

„Unverfügbarkeit ereignet sich in der stumpfen Arbeit am Material“ – auch dieser Satz wird den Workshopteilnehmenden im Gedächtnis bleiben. Daniel Stickan zitiert noch einmal Elke Erb: „Lange und stumpf zu tun haben mit den Sachen bringt den Sachverstand – das Gewusst-wie bringt ihn nicht.“ Und er beschreibt, wie er wochenlang immer wieder „stumpf“ die A-Dur-Tonleiter gespielt habe, bis sich der Prozess irgendwann zu einem Stück verselbständigt habe.

Fazit: Ein sehr anregender Workshop, in dem die Teilnehmenden nicht nur Einblicke in das künstlerische Arbeiten oder Impulse für das eigene Improvisieren gewannen, sondern wo sich auch Querverbindungen zu kreativen Prozessen im eigenen Berufsfeld einstellten.

Aus pastoralpsychologischer Sicht wäre hier insbesondere die Bedeutung eines verlässlichen Rahmens hervorzuheben, den es auch in Seelsorge und Beratung braucht, um den Raum für das Unverfügbare im Prozess offen zu halten.

Annette Baden-Ratz

Vertrauen in den Prozess

Die Emergenz in der Unverfügbarkeit: der Zufall und die schöpferischen Quellen der Erzähltheater-Improvisation
(Leitung: Gerd-Michael Urbach)

Die Teilnehmenden erwartet im Raum eine Ecke voller Tücher und Requisiten – und Michael Urbach. Der Dozent für Psychologie am SPI Berlin und psychologische Berater und Supervisor hat unter anderem eine Qualifikation für Theatertechniken. Das Improvisationsverfahren „Playbacktheater“ wird er uns nun vorstellen und uns mit „auf die Bühne“ nehmen.

Ich nehme neben Michael Urbach Platz, neben und vor mir ein leerer Raum. An der Wand sitzen die anderen und sehen uns erwartungsvoll an.

„Was hast du denn so erlebt seit gestern?“, fragt er. Mir fällt nichts ein. Ich erzähle von der stressigen Bahnfahrt nach Hannover. Diese inszeniert sich sodann vor mir durch die fünf, die eben noch an der Wand saßen. „Schnell, schnell!“, ruft einer, eine andere wickelt sich ein langes Seil um Hüfte und Oberkörper: „Es ist so eng hier, so eng ...“ Vor mir entfaltet sich mein inneres Erleben der Fahrt in einem überfüllten Zug.

Diese besondere Form des Theaterspiels ist Improvisation unter Anleitung eines der unterschiedlichen Techniken kundigen Spielleiters. Michael Urbach hört dabei den Erzählungen sehr genau zu und leitet die Spielerinnen und Spieler danach an. So wird das Erzähltheater auch zu einer besonderen Form einer Supervision in der Gruppe.

Eine andere Teilnehmerin nimmt neben dem Referenten Platz. Sie erzählt von dem bewegenden Traum der Sophie Scholl in der Nacht vor ihrer Hinrichtung. Diese Traumszene stand im Zentrum des Vortrags von Dr. Herbert Will am Vormittag. Die Bilder von Geburt und Taufe auf der einen und vom Tod auf der anderen Seite beschäftigen sie im Nachgang des Vortrags. Unser Bühnenauftrag lautet nun, diese beiden Bilder als zwei Skulpturen darzustellen. Auch hier ist es berührend, wie aussagekräftig und stark diese Bilder die eben erzählten Eindrücke widerspiegeln. Das subjektive Erleben und Erinnern der Teilnehmerin erhält eine Interpretation im „Außen“, in den von uns „Spieler*innen“ verkörperten Standbildern.

Eine Szene eines weiteren Teilnehmers stellen wir nach Anleitung von Michael Urbach als „Tableau“ dar. Wir stehen in einer Linie und auf Zuruf des Spielleiters bewegen wir uns einen Schritt vor, um eine kleine Sequenz der Erzählung

im Spiel darzustellen. So kann der Teilnehmer einzelne Aspekte seiner erlebten Szene anschauen und nacherleben. Ihm wird so ermöglicht, das, was ihn als Frage zu seiner Szene beschäftigte, buchstäblich aus einer anderen Perspektive anzuschauen und so auch neu zu erleben und zu bewerten.

Jeder und jede Teilnehmer:in bekommt durch diese unterschiedlichen Spielweisen die Möglichkeit, eine ganz besondere Perspektive auf eine Szene, ein Bild oder ein Erlebnis zu werfen, das sich mittels der Theaterimprovisation ganz aus der Subjektivität der Erzählerin heraus als neues „Bild“ entwickelt – als Tableau, als Skulptur oder als Mosaik.

In der Mosaik-Variante darf der Erzähler die unterschiedlichen Rollen verteilen. Die Spielerinnen und Spieler richten sich dann in ihrer Rolle und an ihrem Platz ein und verharren im Freeze, bis sie vom Erzähler nacheinander zum Spiel aufgefordert werden. Der Erzähler staunt: Indem er nacheinander die einzelnen Protagonist*innen seiner Erzählung agieren lässt, kann er noch einmal alle Emotionen und Reaktionen in Hinblick auf das Erlebte Revue passieren lassen. Dies verhilft ihm zu einer neuen und durchaus befreienden Erkenntnis.

Es hat Spaß gemacht – so die einhellige Erkenntnis der Workshopteilnehmenden. Und mehr noch: Es war erstaunlich, wie mit Hilfe des Spiels Szenen für die Erzählerin / den Erzähler in unterschiedlichen Aspekten neu erlebbar wurden und so auch gerade das, was ihr / ihm nicht bewusst gewesen war, zur Verfügung gestellt werden konnte.

Reina van Dieken

Sich irritieren lassen durch Systemaufstellungen

Wie Irritation durch doppelt verdeckte Aufstellungsarbeit entsteht und Resonanzen erzeugt (Leitung: Dr. Birgit Klostermeier)

„Irritationen helfen zu entdecken, wie wir dem Unverfügbaren manchmal im Weg stehen. Sie lenken den Blick. In diesem Workshop erproben wir an einem biblischen Text, wie Irritation durch doppelt verdeckte Aufstellungsarbeit entsteht und welche Resonanzen sie in uns erzeugt.“ So war die Einladung formuliert. Zwölf Teilnehmende sind gespannt.

Anders als bei Familienaufstellungen oder lösungsorientierten Aufstellungen von Organisationsprozessen wissen die Stellvertretenden bei der Anwendung der Methode der doppelt verdeckten Systemaufstellung nicht, wer sie sind und worum es geht. Der Auftrag gebenden Person dient die „Erkundungsaufstellung“ dazu, aus der „Befragung des Systems“ neue Informationen und Ideen über das System zu gewinnen. Sie geht nicht selbst mit hinein.

Nach einer Einführung und kleinen Übung zur repräsentativen Wahrnehmung als Auftakt beginnt die Arbeit am biblischen Text, Markus 2, 1-12, die Heilung eines Gelähmten, Predigttext für den kommenden Sonntag. Sieben Teilnehmende gehen zunächst vor die Tür, während die anderen fünf über den ausgewählten Text und die Verteilung der Rollen informiert und in ihre Aufgabe als Beobachtende eingeführt werden. Die sieben wissen nicht, wen sie repräsentieren und um welche Geschichte es sich handelt. Sie ziehen jeweils eine verdeckte Karte, die eine bestimmte Position oder Figur aus dem Text symbolisiert und werden gebeten, sich einen Platz im Raum zu suchen – die Aufstellung beginnt. Durch ausführliche und mehrfache Befragung der Teilnehmenden durch die Leiterin entsteht eine Inszenierung des Textes, ohne dass die einzelnen wissen, worum es genau geht. Für die Beobachtenden mit der Kenntnis über den Texthintergrund ist die Frage leitend, „was sich zeigt“. Nach einem spannenden Prozess des Befragens und sich neu Positionierens der Einzelnen endet die Aufstellung. Es wird aufgedeckt: Wer war wer, wer stand für was? Für das Lähmende, für den Glauben der Väter, für die Vollmacht, für die vielen, für die Predigerin/den Prediger, für den heutigen Menschen, für den Gott dieser Geschichte. Überraschung auf den Gesichtern, aber auch: „Das hab’ ich doch geahnt!“

Im Resonanzgespräch zum Abschluss bleiben (ungläubiges) Staunen und ja, auch Irritation. Was ist eigentlich passiert? Und auf welche Weise? Nachdenk-

lich endet die Runde, manches bleibt offen.

Zwei Beobachtungen am Text haben mich persönlich überrascht und berührt. Zum einen, wie „das Lähmende“ in der Aufstellung sich als eine Form von Verlorenheit ausdrückt. („Ich weiß nicht, was mit mir ist. Ich weiß auch nicht, wo ich hier bin. Ich habe keinen Kontakt zu anderen. Ich stehe hier allein.“) So haben viele Menschen in den Hoch-Zeiten der Pandemie ihr Lebensgefühl beschrieben.

Und zum anderen: Den „heutigen Menschen“ habe ich in der Szene als einen offenen Zeitgenossen erlebt, der sich wach und interessiert im Geschehen bewegt. Wenn in der Kirche so oft darüber geklagt wird, dass ihre Inhalte kaum noch auf Resonanz stoßen, dann zeigte sich hier das Gegenteil. Eine Anregung, ein verfestigtes Bild in Frage zu stellen und neu zu denken.

Methodisch bezieht die doppelt verdeckte Systemaufstellung eine Wahrnehmungsdimension ein, die wir in uns tragen, zu der wir aber bewusst keinen Zugang haben. Sie weist auf das hin, was unverfügbar ist. Es gibt hier viel zu entdecken – der Workshop macht Lust auf mehr.

Claudia Panhorst



Teilnehmende des Fachtages während der Podiumsdiskussion

Allen Gewalten zum Trutz sich erhalten

Zur Rolle der Literatur am Beispiel von Sophie Scholl
(Leitung: Prof. Dr. Maike Schult)

Der Traum vom sinnvollen Sterben und der Traum vom zerzausten Christbaum

(Leitung: Dr. Herbert Will)

Wir hatten das Glück, mit Prof. Dr. Maike Schult und Dr. Herbert Will in einem gemeinsamen Workshop das Gehörte vom Vormittag vertiefen zu können. So wurde deutlich, dass der Begriff der „Unverfügbarkeit“ sich besonders prägend in der Bultmannschule ausgebreitet hat. Von der Unverfügbarkeit zu reden, wird heutzutage wichtig, weil die Vorstellung der Verfügbarkeit und der Machbarkeit um sich greift. Außerdem ist die Verwundbarkeit der Welt in diesen Zeiten besonders zu spüren.

Literatur und die Werte der Kultur können dabei als ein Raum von „Trutzgewalt“ erfahren werden. Kinder werden verschont, ihnen werden widrige Erfahrungen erspart. Wie soll da Resilienz entstehen? Das Lesen ist eine zumutbare Weise, sich den Grausamkeiten des Lebens zu stellen. Nicht nur Kinder können Bücher schließen, wenn es zu viel wird.

Leben und Sinn zusammenbringen, das findet sich auch bei Viktor Frankl: „Tatsächlich war die Lektion nach Auschwitz, daß der Mensch ein sinnorientiertes Wesen ist. Wenn es überhaupt etwas gibt, das ihn auch noch in einer Grenzsituation aufrechtzuerhalten vermag, dann ist es das Wissen darum, daß das Leben einen Sinn hat, und sei es auch nur, daß sich dieser Sinn erst in der Zukunft erfüllen läßt. Die Botschaft von Auschwitz lautete: der Mensch kann nur überleben, wenn er auf etwas hin lebt.“ Und „Mensch sein heißt ja niemals, nun einmal so und nicht anders sein müssen, Mensch sein heißt immer, immer auch anders werden können. Und diese Fähigkeit zur Selbstgestaltung, ja zur Selbstumgestaltung, diese Fähigkeit, über sich selbst hinauszuwachsen, darf ich niemandem absprechen, oder diese Fähigkeit verkümmert.“

Um den Zustand der Kirche ging es im zweiten Teil des Workshops anhand eines Traumes, in dem ein „entkugelter“ Christbaum in die „Chemische Reinigung“ gegeben werden sollte. „Steht der 'entkugelte Christbaum' für eine 'entkirchlichte Kirche'?“, fragte jemand.

Während für Sigmund Freud Träume eher Wunscherfüllungen sind, spiegelt sich hier wider, dass Träume auch als Bewältigungsstrategie dienen. Motive werden im Traum blitzartig bildhaft. Dazu werden in der Traumdeutung Träu-

me in das Präsenz übersetzt, um die emotionale Lebendigkeit zu erhalten. Die Kreativität in den Träumen hilft, schwerste Situationen bewältigen zu können. In ihnen spiegeln sich eigene Wertvorstellungen, die im Traum transportiert werden. Daraus entstehen Handlungsimpulse.

Mit großem Dank an Prof. Dr. Maike Schult und Dr. Herbert Will endete der Workshop ... viel zu früh.

Otto Weymann

Negative Capability – wieso ist das was Gutes?

Unsicherheit aushalten: Wie kann das gehen in der Supervision?
(Leitung: Anne Reichmann)

Unsicherheit ist ein unangenehmes Gefühl. So unangenehm, dass es manchmal um jeden Preis vermieden wird. Dieser schwierige Zustand zwischen „nicht mehr“ und „noch nicht“ lässt Teilnehmende auf den vorderen Kanten ihrer Stühle sitzen und sehnsuchtsvoll auf die Uhr schauen. Hoffentlich ist es bald vorbei.

Aber dann ändert sich etwas. Die Leitung schafft einen haltenden Rahmen, spricht aus, was alle lieber schnell loswerden möchten: „Ich möchte das mit Ihnen erkunden.“ Blicke werden offener, einer lehnt sich zurück, eine beginnt zu erzählen. Erstaunlich, was wenige wertschätzende Worte verändern. In der Gruppe entsteht der gemeinsame Mut, sich hineinzubegeben in dieses schwierige Gefühl. Wenn jemand erzählt, nicken andere. In diesem Nicken verbirgt sich die Erkenntnis, dass es anderen ähnlich ergeht.

Was braucht es also, um aushalten zu können? Um nicht schnell wieder rauspringen zu wollen?

Ein Raum muss sich öffnen, in dem man überlegen und sprechen kann. In dem die Zeit langsamer laufen darf und kein Ergebnis notiert werden muss. Jedenfalls noch nicht heute. Es braucht das solidarische Nicken und Lächeln, das den Druck von Konkurrenz abbaut und aus dem unsicheren Allein ein gemeinsames Denken macht. Es braucht den Mut, Schmerz zu durchleben, anstatt ihm

auszuweichen. Denn nur dann kann sich verändern, was noch unannehmbar erscheint.

Dann kann es geschehen, dass jemand lächelt und ein Gedanke sich formt: So könnte es gehen.

Gudrun Müller

Restauration und Aufbruch Die Anfänge des Pastoralpsychologischen Dienstes in der Landeskirche Hannovers

von Pastor i. R. und Pastoralpsychologe Wolfgang Winter

Der folgende Beitrag nimmt eine regionale Perspektive ein und beschreibt die Entwicklung in einer einzelnen Landeskirche. Für die weitere Perspektive auf die Anfänge der Seelsorgebewegung und der Pastoralpsychologie in Deutschland verweise ich auf die grundlegenden Arbeiten von *Martin Jochheim* und *Michael Klessmann* (2012).

Im Folgenden beschreibe ich zunächst den zeitgeschichtlichen Kontext, in dem die Pastoralpsychologie sich in den 1960er und 1970er Jahren in Hannover entwickelte. Darauf folgt eine ausführliche Darstellung des damaligen Profils und des institutionellen Ortes insbesondere des Pastoralpsychologischen Dienstes (PPD). Schließlich versuche ich in einem Rückblick, die Stärken, Grenzen und Schwächen des damaligen Selbstverständnisses des PPD zu beschreiben und deute spätere Weiterentwicklungen an.

I. Die ersten Jahre nach dem 2. Weltkrieg wiesen in Deutschland Merkmale einer Zusammenbruchsgesellschaft (*Kleßmann* 1993) auf. Es ging ums Überleben: um Beschaffung von Nahrung angesichts quälenden Hungers, um Beschaffung von Wohnraum in zerstörten Städten, um einen Arbeitsplatz zur Existenzsicherung, es ging um das Zusammenführen von zerstreuten Familienmitgliedern und um die Versorgung von Kindern. Jedes vierte Kind war 1945

Waise oder Halbwaise. Zugleich gab es angesichts der Entwertung bisheriger Lebensentwürfe und Selbstbilder vielfach ein dringliches Verlangen nach konventionellen, „normalen“ Lebensverhältnissen. Insbesondere die Familie sollte nach den gerade überstandenen Gewalt- und Todeserfahrungen ein sicherer Ort, eine private Fluchtborg sein, die Geborgenheit und Ermutigung für die Alltagsbewältigung versprach. Der damals einflussreiche Soziologe Helmut Schelsky sah in der Familie den „Stabilitätsrest in einer zusammenstürzenden Gesellschaftsordnung“ (*Schelsky 1953*).

Auch die beiden großen Kirchen sorgten sich um die „Auflösungserscheinungen der modernen Gesellschaft“, insbesondere um die zunehmende Zahl der Ehescheidungen. Die Geltung der zehn Gebote und der „Schöpfungsordnung“ Gottes sollte in Staat und Gesellschaft wieder energisch durchgesetzt werden. Im Hintergrund dieses umfassenden Anspruchs stand die Überzeugung, dass der Abfall von Gott und damit die Selbstermächtigung des Menschen, die schon im Zeitalter der Aufklärung begonnen hätten, schließlich zu Nationalsozialismus und Krieg als deren letzter Konsequenz geführt hätten. Allein die Kirchen könnten daher die gefährlichen Kräfte der Säkularisierung und des Individualismus und Liberalismus in Schach halten und sittliche Ordnungen wieder aufrichten: „Rechristianisierung statt Säkularisation“ (*Greschat 2002*). Ein derartiges einfaches Verstehensmodell schuf für viele Klarheit und Orientierung in einer unübersichtlichen Welt und ersparte allzu verunsichernde Auseinandersetzungen mit der eigenen Person ebenso wie mit zeitgenössischen Diskursen um Scheidung, Schwangerschaftsunterbrechung, Geburtenplanung und Gleichberechtigung von Mann und Frau.

In diesem zeitgeschichtlichen Zusammenhang steht auch die Gründung mehrerer Eheberatungsstellen im Bereich der Hannoverschen Landeskirche, zunächst vor allem in der Trägerschaft des 1950 gegründeten Deutschen Arbeitskreises für Jugend- und Eheberatung (DAJEB). Programmatisch stellte dessen Vorsitzender Joachim Fischer fest: „Nach unserem Bekenntnis und nach der biblischen Anthropologie ist die zentrale Ursache von Gesundheit oder Krankheit in der Ehe die geistige Ordnung oder Unordnung.“ Deshalb sei es Ziel der Eheberatung, angesichts der heute weitgehend zerstörten Ordnung in der Beziehung der Geschlechter eine „neue Einsicht in diese Ordnung“ zu vermitteln. Vorehelicher Geschlechtsverkehr, Untreue und Geburtenverhütung, die verantwortungslos einen möglichen Kinderreichtum einschränke, gefährdeten das Fundament der Ehe und damit unserer Gemeinschaft (*Fischer 1951*). Der Präsident des Landeskirchenamtes ließ Fischers Vortrag allen Pfarrämtern mit

nachdrücklicher Empfehlung zugehen. Ähnlich argumentierte der einflussreiche Hanoversche Landesbischof *Hanns Lilje* (1947 – 1970 im Amt), der in einem weit verbreiteten Akademie-Vortrag den Ehebruch als Folge einer aufgelösten Bindung an die biblische Überlieferung beschrieb. Diese Auflösung sei durch die „Autonomieerklärung des menschlichen Geistes“ seitens der Aufklärung erfolgt und habe destruktive Folgen nicht nur für die Unauflöslichkeit der ehelichen Gemeinschaft gehabt, sondern habe letztlich in den Nihilismus und dessen äußerste Manifestation, den Nationalsozialismus, geführt (*Lilje* 1947).

Die Arbeit in den Eheberatungsstellen sollte nun konsequent das geforderte konservative Bild der Ehe aktiv fördern. Dazu gab es Schulungen der meist ehrenamtlichen Mitarbeiterinnen. Es ging im Wesentlichen um die Geschlechterordnung: Die Frau wirkt nach innen, vor allem durch Gefühlsarbeit. Der Mann wirkt nach außen, vor allem durch Sacharbeit. Konflikte in der Ehe erscheinen als störende Abweichungen vom normativ vorgegebenen Bild der geordneten Ehe. Als ihre Ursache erscheinen eigensinnige Intentionen und unkontrollierte Affekte, die aber durch guten Willen wieder in Ordnung gebracht werden können. Eheberatung zielt auf die Stärkung dieses guten Willens ab. Häufig wurde in diesem Zusammenhang ein damals weit verbreitetes Ehebuch des Schweizer Arztes *Theodor Bovet* genutzt. Dort heißt es etwa: „Die Frau ist instinktsicherer als der Mann. Sie muss daher dem Mann die Selbstsicherheit geben, die er von Natur nicht hat ... Sie muss ihn mit ihrer Liebe und ihrem Lob förmlich aufblasen – inspirieren –, damit er seine Rolle als Steuermann richtig führe.“ Und weiter: „Die wahre Ehe fängt dann an, wenn unser Ich zu sterben bereit ist. Wenn ich meinen Eigenwillen, meine lieben Gewohnheiten, mein selbstverständliches Recht, meinen persönlichen Ehrgeiz, meine privaten Gedanken, meine Phantasien zu opfern bereit bin.“ (*Bovet* 1957)

Zudem sind Kontinuitäten zur konservativen lutherischen Ordnungstheologie der 20er und 30er Jahre unverkennbar in einem Verständnis christlicher Freiheit, die sich gerade in der selbstlosen Hingabe an vorgegebene Ordnungen verwirklichen soll. Auch das Verständnis der Ehe als „Schöpfungsordnung“ und die stark emotional getönte Abwehr gegen jegliche Form von gesellschaftlicher Individualisierung und Pluralisierung war charakteristisch für das in der Landeskirche auch in den Nachkriegsjahren verbreitete Luthertum, das sich in einem appellativ getönten Gegenüber von Kirche und Gesellschaft verortete (*Rendtorff* 1972).

II. In den 1960er Jahren vollzog sich in der Bundesrepublik Deutschland ein gravierender gesellschaftlicher, politischer und kultureller Wandel, der oft beschrieben wurde. Stichwortartig sind hier zu nennen: zunächst die Demokratisierung. Willy Brandts Wahlkampfparole war „Mehr Demokratie wagen“. Dann die Studentenbewegung, die die unbefragten Autoritäten und den „Muff von tausend Jahren unter den Talaren“ kritisierte. Weiterhin der Wertewandel von den Pflicht- und Gehorsamswerten hin zu den Selbstentfaltungs- und Emanzipationswerten, der viele Konflikte, gerade in Familien, provozierte. Insgesamt sorgten Individualisierung und Pluralisierung für ein gesellschaftliche Klima des Aufbruchs aus verfestigten Verhältnissen.

In dieser Zeit entstanden auch in der akademischen Theologie die großen systematisch-theologischen Entwürfe von *Wolfhart Pannenberg* und *Jürgen Moltmann*, die die Vorläufigkeit und Veränderbarkeit der Verhältnisse thematisierten und uns damals Studierende faszinierten. Die Tradition der liberalen Theologie mit ihrer positiven Würdigung der Aufklärung im Sinne eines mündigen Christentums wurde von *Trutz Rendtorff* wieder salonfähig gemacht.

Die Praktische Theologie vollzog eine empirischen Wende. Die Aufmerksamkeit verschob sich nun auf die subjektiven Aneignungsprozesse der biblischen und theologischen Überlieferung und ihre Relevanz für die Lebensbewältigung von Menschen. Um hier zu einem genaueren Verständnis zu kommen, wurde das interdisziplinäre Gespräch mit den Humanwissenschaften, vor allem der Psychologie und der Soziologie, notwendig. Die damit riskierte Aufnahme des Subjekts in die Theologie und kirchliche Praxis wurde von Vielen als große Entlastung empfunden. Die Wahrnehmung des eigenen Selbst war kein Tabu mehr und konnte im Gegenteil sogar für eine „zeitgemäße Seelsorge“ – so lautete ein viel zitiertes Schlagwort – fruchtbar gemacht werden (*Fechtnner u.a.* 2017).

Auf diese allgemeine Aufbruchstimmung reagierte das Hannoversche Landeskirchenamt mit der Einrichtung des „Sozialmedizinischen Amtes“ und berief 1959 den Hamburger Internisten und Psychoanalytiker Karl Horst Wrage als dessen Leiter. Der Auftrag des Amtes lautete zunächst, die Ehe- und Familienberatung in der Landeskirche zu professionalisieren. Dazu wurden Ausbildungskurse für die Mitarbeiter*innenschaft der Beratungsstellen in der Landeskirche entwickelt, in Zusammenarbeit mit der 1959 gegründeten „*Konferenz für evangelische Familienberatung*“ (KEF, später EKFuL) und dem 1964 gegründeten *Evangelischen Zentralinstitut für Familienberatung (EZI)* in Berlin.

In den ersten Ausbildungskursen wurde durchaus traditionelles Gedanken- gut vermittelt, allerdings wurden auch neue Akzente gesetzt. In einem 1960

stattfindenden Kurs referierte Wrage über die Geschlechtsgemeinschaft von Mann und Frau. Sie sei „das beglückendste Erlebnis, das den Eheleuten überhaupt geschenkt werden kann“. Dafür seien allerdings gegenseitige Einfühlung, Kenntnisse über unterschiedliche biologische Abläufe bei Mann und Frau und vor allem die „Kultivierung des Liebesspiels mit Vorspiel und Nachspiel“ nötig. Erst so komme es zur „inneren Bezogenheit des Verehrers gegenüber der Hingebenden, des Führers gegenüber der Gefährtin, des Beschützers gegenüber der Gebälerin“ (Wrage 1960).

Auf diesen eher hymnischen Lobpreis der ehelichen Sexualität folgte ein nüchternes Referat des Düsseldorfer Internisten und späteren Direktors des EZI *Guido Groeger* über die „Störungen der Geschlechtsgemeinschaft.“ Beim Mann handele es sich etwa um den sexuellen Verkehr als „Pflichtleistung ohne Lustempfindung“, um vorzeitigen Samenerguss und Impotenz. Dahinter stehe oft eine ungelöste Bindung an die Eltern. „Das Ende des Gehorsams zu Vater und Mutter“ sei ein wichtiges Beratungsziel. Auch die Gebote eines „pseudochristlichen Milieus“ seien in Frage zu stellen und „Gewissensentlastung“ in der Beratung anzustreben. Bei der Frau könne etwa die Frigidität ebenfalls mit „pseudochristlicher Wunsch- und Lustfeindlichkeit“ zu tun haben, aber auch mit dem Nicht-Akzeptieren des Mannes oder der Angst vor einer Schwangerschaft. In der Beratung sei es daher wichtig, in Verantwortung vor Gott nun auch „die eigenen Gaben nutzen“ und z.B. „vernünftiges, vorausschauendes Planen von Kindern (Zahl, Abstände, eigene Kräfte)“ zu lernen – allerdings im Rahmen der von *Bovet* gepriesenen „totalen“ Geschlechtergemeinschaft. Die Ehe sei Überwindung der Getrenntheit der Individuen und eine „Person zweiten Grades“.

Joachim Scharfenberg, Theologe und Psychoanalytiker, damals Leiter einer Eheberatungsstelle in Tübingen, referierte über „Übertragung und Gegenübertragung“ im Anschluss an *Sigmund Freud*. Programmatisch heißt es: „Das Beratungsgespräch ist eingebettet in die Begegnung zweier Menschen, die nun jeder ihre so oder so geartete Geschichte mitbringen und damit ihre Vorurteile, Empfindlichkeiten, Schwächen, Stärken ... Wir können niemals von dieser Geschichte abstrahieren.“ Daher komme es darauf an, die Übertragung der oder des Ratsuchenden als Zugang zu den unbewussten Anteilen ihrer oder seiner Person zu verstehen und zu akzeptieren. Dazu sei aber die eigene Gegenübertragung gezielt wahrzunehmen und die eigenen Emotionen und Affekte zu kontrollieren. Gerade in der guten Absicht liebevoller Zuwendung und unmittelbarer personaler Begegnung mit der oder dem Ratsuchenden gehe oft die nötige Distanz zu sich selbst und zu ihr oder ihm verloren. Im „emotionalen Überschwang“

laufe der Berater Gefahr, die Bearbeitung etwa infantiler Versorgungswünsche zu behindern, die Abhängigkeit von ihm nur zu verlängern und das „Beratungsziel größerer Selbständigkeit“ zu verfehlen. Scharfenberg vertrat hier offenkundig die damals vor allem von *Alexander Mitscherlich* geforderte Abgrenzung einer ich-psychologisch orientierten Hinwendung zu Freud gegenüber einer Öffnung der Psychoanalyse hin zur Begegnungsphilosophie *Martin Bubers* und zur Daseinsanalyse (*Bohleber 2010*). Die Unmittelbarkeit der Begegnung wurde später in der interaktionell orientierten Psychoanalyse dann doch wieder Thema.

Es waren im Wesentlichen vier neue Akzente, die Groeger, Scharfenberg und Wrage setzten:

1. Die Sexualität wurde deutlich positiver gewürdigt. Der tradierten skeptisch-ängstlichen Einstellung trat nun eine antriebsfreundliche, neugierig-lustvolle Haltung entgegen. Die traditionelle Geschlechterordnung und die Rede vom zeitlosen „Wesen“ von Mann und Frau blieben allerdings unangetastet. Fast zehn Jahre später, anlässlich des zehnjährigen Bestehens des Sozialmedizinischen Amtes der Hannoverschen Landeskirche im Jahr 1969, konstatierte *Siegfried Keil*, Sozialethiker an der Marburger Universität, eine noch verbliebene „Angst, überlieferte Leitbilder von der Rolle des Mannes und der Frau in der Ehe aufzugeben“, warb dann aber energisch für eine „Offenheit der Rollenfindung“. Auch Jesus habe die „heilige Ordnung der Väter“ in Frage gestellt und mit dem Liebesgebot durchaus „neue Formen des Zusammenlebens“ gemeint (*Keil 1969*).

2. Weiterhin war das Interesse an der individuellen Innenwelt der Ratsuchenden in dieser besonderen Gewichtung neu. Es ging um Stärkung des Ich und um Förderung von Ichfunktionen. Das Überich trat zurück. Nicht so sehr Normabweichungen im Verhalten, sondern innere Konflikte und deren Geschichte, die die Partner in die Ehe mitbrachten – etwa ödipale Konflikte – wurden nun wahrgenommen und in ihrer Wirkung auf Partnerkonflikte untersucht und verstanden.

3. Entsprechend neu war auch die intensive Thematisierung der Person der Beraterin und des Beraters. Wenn sie unausweichlich verstrickt war in die Beziehung zum Ratsuchenden, war gründliche Selbstreflexion unumgänglich. Die Selbsterfahrung sollte daher ein wichtiger Bestandteil der Ausbildung werden. „Weder ein guter Wille und ein gutes Herz allein, noch fachliche Kenntnisse allein“ konnten in Zukunft ausreichen (*Groeger 1959/60*).

4. Schließlich sollte die anthropologische Grundlage der Beratung nun ausdrücklich das mündige Subjekt sein. Anlässlich der Gründung der KEF formu-

lierte Groeger: „Der Berater wird sorgfältig darauf bedacht sein müssen, nicht in unverantwortlicher Weise in Leben und Lebensgestaltung des Menschen, der ihn aufsucht, einzugreifen ...“ Vielmehr solle er sich darum bemühen, ihn in Stand zu setzen, „die für ihn notwendigen Entscheidungen selber zu treffen ...“ (Groeger 1959/60). Beratung wurde als „Hilfe zur Selbsthilfe“ verstanden.

Um diese neue professionalisierte Beratungsarbeit zu institutionalisieren, ermöglichte das Landeskirchenamt fünf Pastoren eine volle psychoanalytische Ausbildung an den psychoanalytischen Instituten in Hannover und Göttingen, die sie anfang der 1970er Jahre abschlossen und daraufhin in z.T. neu gegründeten kirchlichen Beratungsstellen tätig wurden, jeweils mit einem zusätzlichen Auftrag für die Mitwirkung bei der kirchlichen Aus-, Fort- und Weiterbildung. Es handelte sich um *Viktor Boge (Rotenburg)*, *Helmut Halberstadt (Celle)*, *Dietrich Robra (Göttingen)* und *Gerhard Brunnert*, der allerdings die vorgesehene Stelle in Osnabrück nicht antrat und deswegen im Streit mit dem Landeskirchenamt aus dem Kirchendienst ausschied und eine eigene psychotherapeutische Praxis eröffnete. *Wulf Volker Lindner* übernahm eine Stelle am Studienseminar der Landeskirche in Göttingen, einer zentralen Einrichtung für die Fort- und Weiterbildung von Pastor:innen und anderen kirchlichen Mitarbeiter:innen der Landeskirche. Dazu kam noch *Klaus Winkler*, der bereits 1962 seine psychoanalytische Ausbildung in Berlin absolviert hatte, von 1963 – 1968 als Gemeindepastor in Hannover-Laatzten und zugleich als niedergelassener Psychotherapeut tätig war. Er übernahm 1969 die Leitung der kirchlichen Lebensberatungsstelle in Hannover.

Über die Professionalisierung der Beratungsarbeit hinaus waren auch die Ansprüche an eine zeitgemäße Seelsorge und an eine entsprechende Aus-, Fort- und Weiterbildung gestiegen. Das lag einerseits an den vielfachen Misserfolgserfahrungen und Unsicherheitsgefühlen von Pastorinnen und Pastoren, die mit den Seelsorgekonzepten von *Eduard Thurneysen* (Stichwort: Verkündigung) und *Hans Asmussen* (Stichwort: Bekehrung) den ihnen begegnenden Menschen in ihren Fragen und Problemen nicht mehr nahe kommen konnten. Auf der anderen Seite bot die junge Pastoralpsychologie hier ein neues Verstehens- und Handlungsmodell, das für viele attraktiv wirkte. Dietrich Stollbergs Darstellung der amerikanischen Seelsorgebewegung (Stollberg 1970) und Joachim Scharfenbergs Interpretation der Religionskritik von Sigmund Freud als konstruktive „Herausforderung für den christlichen Glauben“ (Scharfenberg 1968) wurden intensiv rezipiert.

In der Hannoverschen Landeskirche prägend war auch *Hans Christoph Piper*.

In seinem viel gelesenen Bericht mit dem Titel „Gespräch über den Gartenzaun“ zieht er die „Konsequenz, dass jemand, der anderen Menschen in persönlichen Schwierigkeiten helfen will, sich zuvor mit seinen eigenen Ratlosigkeit, mit seinen eigenen Ängsten, mit seiner eigenen Resignation auseinandersetzen muss, damit diese ihn nicht hindern, die emotionalen Probleme anderer zu verstehen, weil er sie im Grunde nicht erträgt.“ Und weiter: „Die Aufarbeitung eigener Ängste und Schwächen ist das erklärte Ziel der Balint-Gruppen oder der Klinischen Seelsorgeausbildung – beide Ausbildungsmodelle für Seelsorge und Beratungsarbeit gewinnen in jüngster Zeit immer mehr an Bedeutung.“ (Piper 1973)

Wenig später definiert *Klaus Winkler* die Pastoralpsychologie als „die unserer Situation entsprechende anthropologische Wahrnehmungsfunktion einer praxisbezogenen Theologie. Der Pastoralpsychologe möchte einen Entwicklungsprozess fördern, der es möglich macht, das allgemeine christliche Credo unmittelbar auf die individuelle Persönlichkeitsstruktur zu beziehen“ – im Sinne einer Ermöglichung eines „persönlichkeitsspezifischen Credo“. Winkler fährt fort: „Als notwendig für eine neue Problemsicht erweist sich dabei die Einrichtung von Selbsterfahrungsgruppen, weil diese dem über Theorie und Praxis nachdenkenden Theologen dazu verhelfen, das kognitive Element seiner Überlegungen und seines Handelns klarer auf das emotionale zu beziehen.“ (Winkler 1974)

Sowohl Piper wie auch Winkler verbinden ein pastoralpsychologisches Konzept mit der Forderung einer entsprechenden kirchlich getragenen Aus- und Fortbildung von Pastor:innen und weiteren kirchlichen Mitarbeiter:innen. Das Hannoversche Landeskirchenamt hat diese Verbindung aufgegriffen und über die Beratungsarbeit hinaus die Pastoralpsychologie Anfang der 1970er Jahre auch in der Ausbildung von Vikar:innen in den Predigerseminaren und in der Fortbildung von Pastor:innen und weiteren kirchlichen Mitarbeiter:innen vor allem am Studienseminar Göttingen institutionalisiert.

Ebenfalls der Institutionalisierung diene eine im Jahr 1971 vom Landeskirchenamt gegründete „Ständige Konferenz für den Pastoralpsychologischen Dienst“. Als Mitglieder wurden berufen: das Pastoralklinikum an der Medizinischen Hochschule Hannover (MHH), gegründet 1970, mit *Hans Christoph Piper* und *Jürgen Bartholdi* (später *Hugo Zabel*), die Gruppe der bereits genannten psychoanalytisch ausgebildeten Pastoren und das Sozialmedizinische Amt mit *Karl Horst Wrage* und *Otto Detering*. Die Hauptaufgabe der Konferenz war die Koordination der Arbeit und die Ausarbeitung des jeweiligen Selbstverständnisses

und der damit verbundenen Zielsetzungen. (*Protokolle KBP Jg. 1971*)

Wenige Jahre später, nach vielen Klärungsprozessen untereinander und gegenüber dem Landeskirchenamt, wurde dann die „Arbeitsgemeinschaft Seelsorge“ als Einrichtung der Hannoverschen Landeskirche gebildet und ihre Ordnung als Verfügung am 9. November 1973 im *Kirchlichen Amtsblatt Nr. 20/1973* mit Wirkung zum 1. April 1974 veröffentlicht. Dort heißt es:

„Es wird eine Arbeitsgemeinschaft Seelsorge gebildet, der die folgenden Einrichtungen der Landeskirche angehören: die Konferenz der Lebensberatungsstellen mit Aus-, Fort- und Weiterbildungsaufgaben, die Konferenz der Vertreter der Klinischen Seelsorgeausbildung einschließlich des Pastoralklinikums Hannover, die Konferenz der Beauftragten für den Pastoralpsychologischen Dienst einschließlich des Vertreters für Pastoralpsychologie am Studienseminar Göttingen, das Sozialmedizinisch-Psychologische Institut (das frühere SMA).“

Als zentrale Aufgaben der AGS werden genannt: „Koordinierung der Aus-, Fort- und Weiterbildungstätigkeit der Einrichtungen, Anregung und Durchführung gemeinsamer Vorhaben mit anderen landeskirchlichen Einrichtungen und Werken, theologische Reflexion humanwissenschaftlicher Ansätze und Methoden im Bereich kirchlicher Seelsorge.“ (Diese Aufgabe wurde „auf Grund eines Übermittlungsfehlers“ noch nachträglich im Amtsblatt 25/1973 hinzugefügt.)

Die Verantwortung für die Wahrnehmung dieser Aufgaben wird einer Leitungskonferenz, gebildet aus den Vorsitzenden der vier Einrichtungen, und einem Kuratorium übertragen, dessen Vorsitz je ein geistliches und ein rechtskundiges Mitglied des Landeskirchenamtes innehaben und dem u.a. drei Mitglieder der Landssynode angehören.

Des Weiteren werden die Bildung, die Zusammensetzung und die Aufgaben der Einrichtungen der AGS noch näher beschrieben. Für die Konferenz der Beauftragten für den Pastoralpsychologischen Dienst (KBP) werden Koordinierungs- und Unterstützungsaufgaben genannt. Außerdem wird festgehalten, dass „weitere Mitglieder bestellt“ werden können. Hier sind offenbar schon die noch auszubildenden Pastoralpsychologischen Berater:innen im Blick.

Genauer beschrieben werden die Aufgaben der Mitglieder der KBP in der Folgezeit dann in den jeweiligen persönlichen Dienstanweisungen, die jeweils an die gegebenen Rahmenbedingungen angepasst wurden und im Einzelnen von den Betroffenen mit dem jeweils zuständigen Dezernenten ausgehandelt wurden. So heißt es beispielsweise in der Dienstanweisung für *Dietrich Robra* in Göttingen grundsätzlich: „Er hat den Auftrag der Kirche zur Verkündigung des Evangeliums und dem seelsorgerlich-diakonischen Dienst an Einzelnen,

Paaren und Gruppen im Rahmen der Evangelischen Lebensberatung und in der Aus-, Fort- und Weiterbildung von Pastoren und kirchlichen Mitarbeitern wahrzunehmen.“ Das hieß im Einzelnen: Leitung der kirchlichen Ehe-, Lebens- und Erziehungsberatungsstelle, Beteiligung an der Ausbildung von Vikarinnen und Vikaren, Pastoralpsychologischer Dienst in der Region mit dem Angebot von psychoanalytisch orientierten Selbsterfahrungsgruppen, von fallzentrierten Supervisionsgruppen (Balint-Gruppen) und von Einzelsupervision, themenzentrierte Fortbildungstätigkeit, z.B. am Studienseminar. (*Ev. Lebensberatungsstelle Göttingen, Archiv, Akte 1975*)

Aus den Jahresberichten der Pastoralpsychologischen Beauftragten geht hervor, dass sie mit viel Engagement ihre vielfältigen Aufgaben anpackten. Dabei ging es einerseits immer um das erkennbar psychoanalytische Profil der pastoralpsychologischen Angebote, andererseits um deren transparente und nachvollziehbare Relevanz für die kirchliche Praxis und Theologie, sowohl im Blick auf die Hannoversche Kirchenleitung wie auch im Blick auf die Teilnehmerinnen und Teilnehmer an den verschiedenen Angeboten. Diese doppelte Perspektive zeigt beispielsweise ein Brief von *Klaus Winkler* aus dem Jahr 1974 an einen Superintendenten, in dem er um die Bekanntgabe des Beginns einer psychoanalytisch ausgerichteten Selbsterfahrungsgruppe in dessen Kirchenkreis bittet. Darin heißt es: „Ziel dieser Gruppenarbeit ist es, die Selbstwahrnehmung hinsichtlich der eigenen Verhaltensweisen und strukturbedingten Konflikanfälligkeiten zu erweitern und damit gleichzeitig eine bessere Fremdwahrnehmung im zwischenmenschlichen Bereich zu ermöglichen. Wir meinen, daß der entsprechende Erfahrungsprozeß, den die Gruppenarbeit dem einzelnen Teilnehmer möglich macht, dessen Arbeit in der Gemeinde zugute kommt und seine Teamfähigkeit erhöht.“ (*Protokolle KBP Jg. 1974*)

Die Pastoralpsychologischen Beauftragten waren in ihrer Arbeitskapazität schnell ausgelastet und drängten auf eine entsprechende Ausbildung weiterer Pastorinnen und Pastoren. Der Weg zu einer vollanalytischen Ausbildung war allerdings versperrt. Seit 1970 nahmen die deutschen psychoanalytischen Ausbildungsinstitute nur noch Ärzt:innen und Diplompsycholog:innen zur Ausbildung an. In dieser Situation entwarf *Wulf Volker Lindner* in Verbindung mit der KBP, Angehörigen des Göttinger psychoanalytischen Ausbildungsinstituts und den zuständigen Dezernenten des Landeskirchenamtes, *Werner Rannenber*g und *Hans Martin Müller*, ein „Fort- und Weiterbildungsprogramm für Pastoren (innen) und kirchliche Mitarbeiter(innen) der Hannoverschen Landeskirche in Seelsorge/Pastoralpsychologie“.

Das Programm ist psychoanalytisch ausgerichtet und zielt zunächst auf eine allgemeine Fortbildung in Seelsorge, Beratung und Gruppenarbeit in der Gemeinde und anderen kirchlichen Arbeitsfeldern. In der Durchführung verbindet die Fortbildung drei Elemente, nämlich pastoralpsychologische Theoriearbeit, Selbsterfahrung in Gruppen und Supervision von Fällen aus der Berufspraxis. Die besondere Empfehlung von Selbsterfahrungsgruppen als Möglichkeit der Fortbildung beruhte auf langjährigen Erfahrungen vor allem von Lindner und Winkler auf der Grundlage der Konzeption des am Göttinger psychoanalytischen Institut insbesondere von *Anneliese Heigl-Evers* und *Franz Heigl* entwickelten „Göttinger Modells“ einer psychoanalytisch und sozialpsychologisch orientierten Gruppenpsychotherapie (*Staats u.a.* 2014).

Darüber hinaus wird eine auf fünf Jahre konzipierte Weiterbildung zum/zur „Pastoralpsychologischen Berater:in“ entworfen, die die Befähigung zum Pastoralpsychologischen Dienst in der Landeskirche vermitteln soll. Es handelt sich um folgende, Befähigungen: psychoanalytisch orientierte beratende Seelsorge, Leitung von psychoanalytisch orientierten Selbsterfahrungsgruppen, Einzel- und Gruppensupervision (Leitung von Balintgruppen), pastoralpsychologische Beratung (1975 ergänzt), pastoralpsychologische Aus- und Fortbildungstätigkeit.

Die Leitung der Weiterbildung lag zunächst bei *Wulf-Volker Lindner* (1974 bis zu seiner Berufung auf eine Praktisch-Theologische Professur an der Universität Hamburg 1975). Darauf folgte *Klaus Winkler* (1975 bis zum Abschluss des ersten Weiterbildungskurses 1979. Ein Jahr später wurde er auf eine Praktisch-theologische Professur an der Kirchlichen Hochschule Bethel berufen). 1984 bis 2006 folgte in der Leitung *Wolfgang Winter*, der 1988 vom PPD in Osnabrück in die Leitung der Göttinger Lebensberatungsstelle wechselte und 1997 zum Rektor des Studienseminars Göttingen mit einem Lehrauftrag für Pastoralpsychologie an der Universität Göttingen berufen wurde. Ein zu Anfang der 1990er Jahre neu gegründeter Weiterbildungsausschuss, dem im Weiterbildungsprogramm mitwirkende Pastoralpsychologische Berater:innen aus den Landeskirchen Braunschweig, Hannover und Kurhessen-Waldeck angehörten, gab der Steuerung und Leitung ein breiteres Fundament.

Im Jahr 1973 startete das Programm mit zwei Auswahltagungen. Ein Jahr später begann der Lehrbetrieb mit acht Pastoren und einer Pastorin aus den Landeskirchen Hannovers (*Ulrich Heumann, Sieglinde Klemm, Friedrich Wilhelm Lindemann, Bernd Schaefer-Rolffs, Paul Straakholder, Wolfgang Winter*), Braunschweig (*Hans Jörn Hasse*), Oldenburg (*Carl Dierken*), der Bremischen Evangeli-

schen Kirche (*Michael Lahusen*) und einem Religionspädagogen von der Universität Göttingen (*Reinhard Fey*). Nach dem Abschluss waren alle in ihren Kirchen und in der Universität Göttingen pastoralpsychologisch tätig. In der Hannoverschen Landeskirche nahmen sie teilweise neu eingerichtete Stellen im Pastoralpsychologischen Dienst in den Sprengeln und am Studienseminar in Göttingen (*Lindemann*) ein, in der Regel in Verbindung mit einer Gemeindepfarrstelle.

Das Weiterbildungsprogramm orientiert sich deutlich an den Bedürfnissen der kirchlichen Praxis, vor allem am Aus- und Fortbildungsbedarf für die kirchlichen Berufe. Darin unterscheidet sich das Programm von der vollanalytischen Ausbildung an einem psychoanalytischen Ausbildungsinstitut. Die Befähigung zur Krankenbehandlung wird nicht vermittelt, ebenso keine Identität als Psychoanalytiker:in und Psychotherapeut:in. Eine entsprechende nebenamtliche Tätigkeit war den vollanalytisch ausgebildeten Pastoren vorher durchaus genehmigt worden. Statt dessen zielt das Programm mit hohem Aufwand darauf ab, den Teilnehmenden fundierte psychoanalytische Kompetenzen gezielt für die kirchliche Praxis und Theologie zu vermitteln. Es handelt sich dabei deutlich um eine „Anwendung der Psychoanalyse im sozialen Feld Kirche“ (*Lindner 1977*).

Das Interesse an der Anwendung der Psychoanalyse dominierte damals auch in den psychoanalytischen Ausbildungsinstituten in Göttingen und Hannover (*Staats u.a. 2004*).

Mit ähnlicher Intention wurde zur gleichen Zeit die Psychoanalyse auf den Bereich der Psychologischen Beratung angewendet. *Hermann Argelander (1985)*, *Wolfram Lüders (1974)*, *Anton Houben (1978)* arbeiteten an der Theorie und Praxis einer psychoanalytisch orientierten Beratung, die auch in das Hannoversche Weiterbildungsprogramm Eingang fand.

Die Anwendungsintention findet sich ebenfalls in der Etablierung psychoanalytisch orientierter Arbeit in Institutionen, etwa der Einrichtung von Balintgruppen im Medizinstudium an Universitäten oder der Arbeit in studentischen Beratungsstellen in den 1970er Jahren. Das entsprechende Problembewusstsein formuliert *Marianne Bohleber-Leuzinger* so: Voraussetzung für eine kritisch-psychoanalytische Tätigkeit in Institutionen sei es, sich als „Grenzgänger zu fühlen, der pendelt zwischen einem Innerhalb und einem Außerhalb einer Institution“. Beide Erfahrungsfelder sollten Grundlage der Reflexionsprozesse sein (*Bohleber-Leuzinger 1985*). Ähnlich sah es *Peter Fürstenau*, der für die psychoanalytische Arbeit in einer Institution „eine Identifizierung mit dem primären Arbeitsziel der betreffenden Institution“ mit der „Bearbeitung der Behinderungen und Einschränkungen und der Förderung von erwachsenerem, freierem und

kreativerem Verhalten der Rollenträger der Institution“ verbindet (*Fürstenau 1979*).

Auch die Pastoralpsychologie in der Institution Kirche vertrat eine Verbindung der Binnenperspektive und der Außenperspektive in Bezug auf kirchliche Praxis und Theologie, um erweiterte Verstehens- und Handlungsmöglichkeiten zu erschließen. Dass dieses Vorgehen immer wieder Bedenken provozierte und entsprechend transparent und plausibel zu machen war, stellte sich schnell heraus. Der für die AGS zuständige Diakonie-Dezernent Werner Rannenberg fasst nach zehn Jahren seine Erfahrungen mit der Pastoralpsychologie unter der Überschrift „Von der Abwehr zur Ambivalenz“ so zusammen (*Rannenberg 1982*): „Zu der Entscheidung der Kirchenleitungen, der Psychologie in Pastoralpsychologie und Beratung einen Ort innerhalb der Kirche gegeben zu haben, stehe ich ... aber die Situation der Pastoralpsychologie löst auch Ambivalenzgefühle in mir aus.“ Ausgehend von Beobachtungen und Gesprächen mit Berater:innen formuliert er den Eindruck, dass „manche gerade derer, die Einsicht haben in die Abgründigkeit der menschlichen Natur, ... allzuleicht Gesetz und Gebot, Tradition, Ordnungen und Institutionen relativieren und damit den Menschen überfordern“. Institutionen mit ihren Regeln und Normen hätten eine „Schutzfunktion“, und „der Begriff Autonomie“ sei „eine Irrlehre ... und führe auf den antinomistischen Irrweg“. Beispielsweise böten die Selbsterfahrungsgruppen einerseits wohl die „in dieser Zeit notwendigen“ Freiräume, andererseits dürften diese aber keinesfalls zu einer „Emanzipation von Gemeinde und Kirche“ führen.

Die hier formulierten Befürchtungen und Erwartungen drückten vermutlich über eine Einzeläußerung hinaus die allgemeine Stimmungslage in der Hanoverschen Kirchenleitung aus. Deutlich ist der Bezug zur konservativ interpretierten lutherischen Zwei-Reiche-Lehre, die auch für die Geltung der „weltlichen“ Regelungen und Ordnungen in der Landeskirche in Anspruch genommen wurde. Der negative Bezug auf die menschliche Autonomie, verstanden als „antinomistische“ Negation von Traditionen und Normen, schließt noch einmal an die in der Landeskirche einflussreiche Deutung der Aufklärung als Weg letztlich in den Nihilismus durch Landesbischof Hanns Lilje an, der 1970 in den Ruhestand gegangen war.

Der Selbständigkeit von Menschen in Lebens- und Glaubensfragen traute man nicht viel zu. Auf der anderen Seite war die Kirchenleitung aber auch überzeugt, dass die kirchliche Praxis und Theologie zeitgemäß sein müsse und die Pastoralpsychologie sogar „je länger je mehr“ (*Rannenberg*) an Bedeutung ge-

winnen könne. Die Landeskirche gab denn auch sehr viel Geld aus für deren Institutionalisierung.

Ich denke, hier kann man von einem langsamen Vortasten der Landeskirche in ein weitgehend unbekanntes Gelände sprechen. Das war charakteristisch für die Hannoversche „Vorsichtigkeit“ (*Otte 2002*) bei Reformprozessen.

Der Auftrag der Pastoralpsychologischen Beauftragten umfasste außer den oben beschriebenen Aufgaben in psychologischer Beratung, Seelsorge, Selbsterfahrung, Supervision und Aus-, Fort- und Weiterbildung auch die – vielleicht nicht ganz zufällig erst später in die Ordnung der AGS eingefügte – wissenschaftliche Reflexion der Praxis.

Im Bereich der Beratung beteiligte sich Klaus Winkler an der Konzeption einer „Tiefenpsychologisch orientierten Beratung“ und stellte sie zur Diskussion (*Winkler 1971*). In Anlehnung an die Neopsychoanalyse *Harald Schultz-Henckes* (*Der gehemmte Mensch*, 1947), die damals an den Instituten in Hannover und Göttingen noch wichtig war, und zu einem kleineren Teil an ichpsychologischen Einzelaspekten der analytischen Psychologie *C. G. Jungs*, wird ein zeitlich begrenztes, inhaltlich auf einen bestimmten Fokus bezogenes beratendes Vorgehen entwickelt, das auf die Förderung einer Verselbständigung von ratsuchenden Menschen gegenüber dysfunktionalen eingeschliffenen Verhaltensmustern und auf einen „real angepassten Umgang“ mit den gegebenen Lebensumständen abzielte. Die wesentliche förderliche Erfahrung sei dabei die „Ent-täuschung“ von regressiven Übertragungswünschen durch den Berater, die zur Erkundung neuer Verhaltensmöglichkeiten notwendig sei.

Unter der Überschrift „Seelsorger und Aggression“ stellte *Wulf-Volker Lindner* eine Sitzung einer Balintgruppe mit Pastoren, anderen kirchlichen Mitarbeitenden und Hochschuldozenten vor (*Lindner 1976*). Es geht um das „Doppelgesicht der Aggression“ als konstruktive und destruktive menschliche Fähigkeit und deren theologischen Ort im Spannungsfeld zwischen Gottebenbildlichkeit und Erbsünde. In der Dynamik der Gruppe wird erfahrbar, wie das verbreitete „theologische schlechte Gewissen“ die Äußerung jedweder Form von Aggression unterdrücken hilft, und dass hier die Rechtfertigungslehre „dringend gebraucht“ würde, um ein akzeptierendes Wahrnehmen, Verstehen und selbstständiges Steuern von Aggression zu ermöglichen. Lindner gibt hier ein Beispiel für den Dialog zwischen Theologie und Psychoanalyse und insofern auch eine konstruktive Antwort auf die genannten Befürchtungen in der Kirchenleitung.

In einem Beitrag zur Theorie einer „Tiefenpsychologisch orientierten Seelsorge“ (*Winkler 1979*) stellt Klaus Winkler fest: „Die überkommene seelsorger-

liche Zielsetzung lässt sich mit einem sehr spezifischen Persönlichkeitsmodell in Einklang bringen.“ An einem Fallbeispiel stellt er dar, wie die seelsorgliche Absicht, das bewusste Ich der Ratsuchenden immer mehr „mit ihren bisher abgelehnten Persönlichkeitsanteilen zu befreunden“ und damit „auf eine Ichstärkung hinzuarbeiten“, auch im Glaubensbereich möglich und anzustreben sei. Am Beispiel des Gebetes in Krisensituationen kann etwa geklärt werden, ob es sich eher um eine ermutigende Reaktivierung von Gottvertrauen handelt oder eher um die passiv-infantile Erwartung, alle Hilfe möge „von außen“ kommen. Tiefenpsychologisch orientierte Seelsorge zielt jedenfalls auf eine „Selbständigkeit auch im Glauben“ ab. Auch Winkler greift mit der Verselbständigung im Glauben ein kirchliches Thema auf, bearbeitet es differenzierend und verantwortungsbewusst und möchte so zur Akzeptanz der Pastoralpsychologie in der Institution beitragen.

Auch die Abschlussarbeiten der Pastoralpsychologischen Berater*in sollten wissenschaftlichen Ansprüchen genügen. In den zehn eingereichten Arbeiten wurden verschiedene Aspekte pastoralpsychologischer Arbeit dargestellt und reflektiert, teils mit dem Schwerpunkt auf der Fallarbeit, teils mit dem Schwerpunkt auf der pastoralpsychologischen Theoriebildung.

Anfang der 1980er Jahre wurde die Wirkung von drei Selbsterfahrungsgruppen auf die Teilnehmenden mit Hilfe sozialwissenschaftlicher Methoden von der in der AGS tätigen Soziologin *Ellen Olszowi* untersucht. Später führte sie eine entsprechende Begleituntersuchung eines ganzen Weiterbildungskurses (1990 – 1995) durch.

Im Jahr 1980 traten die frisch gebackenen pastoralpsychologischen Hannoveraner:innen in die Deutsche Gesellschaft für Pastoralpsychologie (DGfP), Sektion Tiefenpsychologie, ein. Das geschah zeitgleich mit dem Eintritt der nordelbischen Kolleg:innen, die in den 1970er Jahren ihre pastoralpsychologische Weiterbildung unter der Leitung von *Joachim Scharfenberg* an der Kieler theologischen Fakultät durchlaufen hatten.

Dieser Eintritt lag nahe, weil die DGfP die Möglichkeit bot, eigene Konzepte im Kontakt mit anderen zur Diskussion zu stellen und weiterzuentwickeln. Darüber hinaus stärkte die Mitgliedschaft in der DGfP die in den Landeskirchen und in den theologischen Fakultäten noch recht marginale Position der einzelnen Pastoralpsycholog:innen in ihrem Bemühen um Institutionalisierung der Pastoralpsychologie.

Insgesamt möchte ich festhalten, dass die Verbindung von vielfältiger pastoralpsychologischer Praxis in der Kirche und deren wissenschaftlicher Reflexion

charakteristisch war für die psychoanalytisch orientierte Pastoralpsychologie in der Hannoverschen Landeskirche. Mit dem Ziel, psychoanalytische Erkenntnisse so konsequent wie möglich in kirchliche Praxis und Theologie zu integrieren, nahm sie damit auf ihre Weise teil an einer zeitgenössischen Handlungsorientierung der Praktischen Theologie. Karl Fritz Daiber hat in seinem 1977 erschienenen „Grundriß der Praktischen Theologie als Handlungswissenschaft“ diese Aufgabenbestimmung näher ausgeführt als eine „Theorie der Praxis theologischer und kirchlicher Berufe“ (Daiber 1977). Auch die 1971 eingerichtete „Pastoralsoziologische Arbeitsstelle“ (später „Pastoralsoziologisches Institut“) der Landeskirche verband unter seiner Leitung die Aufgabe der Mitwirkung an der landeskirchlichen Aus- und Fortbildung mit pastoralsoziologischer Forschungstätigkeit.

Eine Erweiterung dieses letztlich recht engen handlungswissenschaftlichen Rahmens durch religionstheoretische und ästhetische Perspektiven erfolgte bald darauf in den 1980er Jahren (Fechtnr u.a. 2017).

III. Im Rückblick auf die Anfänge der psychoanalytisch orientierten Pastoralpsychologie und des Pastoralpsychologischen Dienstes in den 1960er und 1970er Jahren des vergangenen Jahrhunderts werden deren Stärken, aber auch deren Grenzen und Schwächen deutlich sichtbar.

Die pastoralpsychologische Theoriebildung im PPD war in diesen Jahren wesentlich an der Neopsychoanalyse und zunehmend auch an der amerikanischen Ichpsychologie orientiert. Der Fokus der Wahrnehmungseinstellung liegt im neopsychoanalytischen Modell auf dem Individuum und seinen inneren Konflikten, die dann auch nach außen hin sein Verhalten im persönlichen und beruflichen Alltag prägen. Diese Konflikte wurzeln in verschiedenen Antriebsbereichen, etwa im „kaptativ-oralen“ oder „aggressiv-analen“ Bereich. Bei übermäßiger Härte oder umgekehrt übermäßiger Verwöhnung im Kindesalter können diese Antriebe sich nicht realitätsgerecht entwickeln, so dass Gehemmtheiten oder passive Bequemlichkeitshaltungen entstehen. Eine vernünftige Selbststeuerung ist auf diese Weise eingeschränkt, zumal sie in bestimmten auslösenden Situationen durch die „Dennoch-Durchsetzung“ der verpönten Antriebe – ein Geschehen sozusagen hinter dem Rücken des bewussten Ich – zusätzlich labilisiert wird.

Die psychoanalytische Ich-Psychologie legt ihren Fokus ebenfalls auf das Ich, insbesondere auf seine Funktionen im allmählichen Anpassungsprozess an die Realität. So werden vor allem die individuellen und psychosozialen Abwehr-

mechanismen als Ichleistungen verstanden und in ihrer Abwehr- und Schutzfunktion untersucht.

Mit ihrer Ausrichtung auf eine aktive Bewältigung alltäglicher Schwierigkeiten im Leben erschien diese Gestalt der Psychoanalyse besonders geeignet, den vielfältigen Verunsicherungen der Pastor*innen und anderen kirchlichen Mitarbeitenden in Lebensführung und Berufsausübung schlüssige Verstehensmöglichkeiten und plausible Ziele zu vermitteln.

Auf dieser theoretischen Grundlage veröffentlichten der kirchlich engagierte hannoversche Arzt und Psychoanalytiker *Ernst-Ferdinand Sievers* und *Klaus Winkler* im Jahr 1971 gemeinsam ein humorvolles kleines Büchlein mit dem Titel „Pastoren von A – Y“ mit „tiefenpsychologischen Dialogen“ und Karikaturzeichnungen der Künstlers *Jupp Wolter*. Das Buch war bestimmt „für Pastoren und ihre Frauen und alle, die Pfarrer bewundern, bedauern oder kritisieren“. Hier wird eine Vielzahl – es sind 25 – von Pastorentypen dargestellt. Regelmäßig geht es um bestimmte verpönte Antriebe, die jemand nicht bei sich annehmen kann und daher nicht in sein persönliches und berufliches Leben vernünftig und realitätsgerecht integrieren kann. Da ist etwa der Familienvorbildliche, der Pastorage, der prinzipielle Liturg, der sublimale Don Juan, der Bescheidene, der rechtgläubige Kämpfer. Auch eine Pastorin kommt vor, die durch unbegrenzte Hilfsbereitschaft erschöpft ist (*Sievers, Winkler 1971*).

Die hier präsentierte Gestalt von Psychoanalyse erschien gegenwartstauglich und machte viele zuversichtlich, eine „zeitgemäße Seelsorge“ nicht nur zu fordern, sondern bei entsprechendem Engagement auch verwirklichen zu können. Die Nachfrage beispielsweise nach Selbsterfahrungsgruppen war groß. Hier spiegelte sich auch im kirchlichen Bereich die allgemeine gesellschaftliche Aufbruchstimmung jener Jahre.

Mit dem Ende der 1970er Jahre und in der Folgezeit werden die Grenzen und Schwächen vor allem des neopsychoanalytischen Modells deutlicher. Ein interaktionelles Denken löst das eher objektivierende Denken in der Psychoanalyse ab. Die Objektbeziehungstheorie und die Selbstpsychologie, denen weitere Entdeckungen und Modelle folgen, beschreiben den Menschen nicht mehr als das möglichst unabhängige starke Ich, sondern als lebenslang angewiesen auf Beziehungen, die Halt geben und das Gefühl vermitteln, verstanden und angenommen zu werden, und die auf diese Weise erst persönliche Entwicklungsprozesse ermöglichen. Im „interaktionellen Anteil der Übertragung“ (*König 1988*) werden die entsprechenden basalen und zugleich persönlichkeitspezifisch geprägten Wünsche nach einem real gegenwärtigen und als Person

antwortetenden Gegenüber manifest und erfordern eine neuartige besondere Aufmerksamkeit auf die entsprechenden Reaktionen in der Gegenübertragung.

Diese interaktionellen Prozesse waren vor allem in der Neopsychoanalyse noch wenig beachtet worden mit der gravierenden Folge, dass insbesondere Wünsche nach Anlehnung und Zugehörigkeit schnell als regressives Ausweichen vor der lebenslangen Aufgabe des Selbständigwerdens verdächtig wurden. Nur kurzfristig sollte Regression erlaubt sein, gewissermaßen als Moment des Kraftschöpfens, als „Regression im Dienst des Ich“. Dies neopsychoanalytische Vorgehen hatte auch dem Hannoverschen PPD in diesen Jahren eine gewisse Strenge verliehen. Schwerpunkte der Wahrnehmungseinstellung und der Interventionen waren entsprechend die jeweilige Abwehrorganisation und der Widerstand in der Selbsterfahrung im Rahmen der Fort- und Weiterbildung und bei Ratsuchenden in Seelsorge und Beratung. Vermutlich stand vor allem bei *Klaus Winkler* im Hintergrund seine auch emotional ausgeprägte Ablehnung der „zum Ausweichen in symbiotisches Verhalten verlockend(en)“ Jungschen Archetypen-Lehre und Jungs zeitweise Faszination durch den Nationalsozialismus. Implizit führte Winkler an dieser Stelle wohl auch eine Auseinandersetzung mit seinem jungianisch orientierten Lehrer *Otto Haendler* (*Winkler 1988*).

Für die psychoanalytisch orientierte Pastoralpsychologie in Hannover ergaben sich aus dem neuen interaktionellen Denken vor allem drei Konsequenzen.

1. Einmal veränderte sich für Seelsorger*innen und Berater*innen ihre Rolle. Sie wussten nicht mehr so viel, und sie konnten eine unabhängig beobachtende und deutende Position nicht mehr einnehmen. In Seelsorge und Beratung wurde das empathische Zuhörenkönnen, die Bereitschaft, sich in eine Beziehungsszene verwickeln zu lassen, statt sie allzusehnell zurückzuweisen, wichtiger. So konnte so etwas wie ein Resonanzraum zwischen den Beteiligten entstehen, in dem dann gemeinsam nach Bedeutungen und neuen Lösungen gesucht werden konnte. In diesem Zusammenhang entwickelte beispielsweise der regelmäßig im pastoralpsychologischen Weiterbildungsprogramm mitarbeitende Trierer Theologe und Psychoanalytiker *Heribert Wahl* auf dem Hintergrund der Selbstpsychologie ein „Praxismodell für die hörende Kirche“. Unter der Überschrift „Zuhören – Partizipieren – Freisetzen“ entwarf er mit dieser Intention Grundzüge einer revidierten Theorie seelsorglicher und beratender Praxis (*Wahl 1996*).

Auch auf andere pastorale Arbeitsgebiete wurde die interaktionelle Wende im Rahmen der Weiterbildung bezogen. Die wissenschaftlichen Abschlussarbeiten seit den 1980er Jahren spiegeln diese Entwicklung. So wurde beispielsweise

der Ort zwischen Text und Predigt als „Zwischenraum“ von *Franziska Rosenau* pastoralpsychologisch beschrieben und reflektiert. Das geschah im Rahmen ihres Ausbildungsauftrages als Studieninspektorin an einem Predigerseminar. In ähnlicher Weise wurde etwa das Gebet im abendlichen Gute-Nacht-Ritual mit Kindern als Übergangsobjekt verstanden und analysiert – im Rahmen einer Gesprächsgruppe mit Eltern zur religiösen Früherziehung, die *Karsten Brauer* in seiner Gemeinde eingerichtet hatte.

Das Interesse an solchen und anderen symbolisch vermittelten Interaktionsformen (*Alfred Lorenzer*) verband die Psychoanalyse mit ähnlichen Bewegungen in der Philosophie (*Ernst Cassirer*, *Paul Ricoeur*) und Theologie (*Paul Tillich*). Der Pastoralpsychologie half das neue symbolische Verstehen dabei, das Eigene der religiösen Überlieferung und das Eigene religiöser Lebensbewältigung in neuer Weise zur Sprache zu bringen (*Joachim Scharfenberg/Horst Kämpfer*).

2. Zum anderen weitete sich die interaktionell orientierte pastoralpsychologische Perspektive, angeregt auch durch die Zusammenarbeit mit dem pastoralsoziologischen Institut und der Gemeindeberatung und Organisationsentwicklung (GBOE), auf die transindividuellen, strukturellen Bedingungen pastoraler und beratender Praxis und die Möglichkeiten, sie zu beeinflussen. Die Kirchenreform mit dem Interesse an einer „Kirche von unten“ war ein gemeinsames Anliegen. Seit den 1980er Jahren wurden mit dieser Intention Kurse zur Wahrnehmung von Leitungsaufgaben in Gemeinden, Kirchenkreisen und diakonischen Einrichtungen in pastoralsoziologischer und pastoralpsychologischer Perspektive konzipiert und angeboten. Leitungstätigkeit wurde mehrperspektivisch gesehen als Leiten in der Organisation, Leiten als Person und Leiten im Kontext kirchlicher Kultur.

3. Schließlich kamen im interaktionellen Denken die realen Erfahrungen von Menschen und damit ihre Biographien deutlicher als im neopschoanalytischen Modell mit ihren nachhaltigen Wirkungen in den Blick.

Die prägende Macht etwa eines Familiensystems oder auch die Macht zeitgeschichtlicher Ereignisse über Menschen und ihr inneres Leben wurden bewusster und lösten die Einstellung auf scheinbar zeitlose innere Prozesse ab. Auch die seelischen Langzeitwirkungen des Nationalsozialismus und des Zweiten Weltkrieges in den Familien und die oft unbewussten transgenerationalen Weitergaben von Gefühlsbotschaften und Verhaltenserwartungen an die Kriegskinder und häufig auch an deren Kinder wurden allmählich in die Pastoralpsychologie aufgenommen und in der Fort- und Weiterbildung thematisiert (*Winter 2006*). In den psychoanalytischen Langzeitanalysen mit Kriegskindern in

den 1960er und 1970er Jahren war der Krieg zwar vorgekommen, aber eher als Faktum und kaum in seiner emotionalen Bedeutung und biographischen Langzeitwirkung. Die Auswertung von Psychotherapieberichten dieser Zeit durch die Forschungsgruppe um den Münchener Psychoanalytiker *Michael Ermann* zeigen eine häufige gemeinsame Verleugnung von Beschädigungen und Traumatisierungen durch den Krieg (*Ermann 2007*). Ein ähnliches Bild zeigt meine Befragung von Kolleg:innen, die ihre Analysen im Rahmen der pastoralpsychologischen Weiterbildung in den 1970er Jahren absolviert hatten. Nach meiner eigenen Erinnerung haben „mein“ Analytiker Klaus Winkler und ich – beide waren wir Kriegskinder – diese beängstigenden Erinnerungen und ihre unbewussten Wirkungen auf die jeweilige Persönlichkeitsstruktur damals in einer gemeinsamen Abwehr durch Verleugnung in Schach zu halten versucht. Empathie mit dem eigenen Leiden, Anlehnungs- und Zugehörigkeitswünsche oder ein über die ödipale Szenerie hinausgehendes Verständnis für eigene unbewusste Identifizierungen mit dem Nationalsozialismus und die eigene Destruktivität blieben weitgehend ausgespart.

Auch die Abwehr einer selbstkritischen Wahrnehmung vor allem der deutschen Neopsychoanalyse und ihrer geräuschlosen Anpassung an das nationalsozialistische System (*Ermann 1996*) lockerte sich erst allmählich in den 1980er Jahren und führte zu Generations- und Loyalitätskonflikten (*Wellendorf 2007*), die auch bei *Klaus Winkler* spürbar sind. Ein vergleichbarer Prozess allmählicher Annäherung an ein schmerzhaftes Thema fand in den 1990er Jahren mit der selbstkritischen Untersuchung der Haltung der Hannoverschen Landeskirche im Nationalsozialismus statt (*Grosse u.a. 1996*).

Der Rückblick auf die Anfänge des Pastoralpsychologischen Dienstes in der Hannoverschen Landeskirche macht am Ende deutlich, wie prägend der zeitgeschichtliche Kontext mit seinem Aufbruchspathos, aber auch seinen verschwiegenen Schattenseiten war und wie wenig er uns damaligen Akteur:innen und Betroffenen bewusst war. Das gilt nach beiden Seiten, im Blick auf die damalige Gestalt der Psychoanalyse wie im Blick auf die damalige Gestalt der Praktischen Theologie.

Wir waren pastoralpsychologische Kinder unserer Zeit. Zugleich waren die Anfänge auf Öffnung für Neues hin angelegt und wir waren neugierig genug, uns weiter zu entwickeln – nicht besonders schnell und mit einer gewissen hannoverschen „Vorsicht“ ausgestattet.

Literatur

Argelander, Hermann (Hg.) (1985). Psychoanalytische Beratung. Göttingen: V&R

Bohleber, Werner (2010). Die Entwicklung der Psychoanalyse in Deutschland nach 1950. *Psyche* (64) 2010, 1243-1267

Bohleber-Leuzinger, Marianne (Hg.) (1985). Psychoanalytische Kurztherapien. Zur Psychoanalyse in Institutionen. Opladen: Westdeutscher Verlag

Bovet, Theodor (1957). Die Ehe. Das Geheimnis ist groß. Ein Handbuch für Eheleute und ihre Berater. Tübingen: Katzmann

Daiber, Karl Fritz (1977). Grundriß der Praktischen Theologie als Handlungswissenschaft. München: Kaiser

Ermann, Michael (1996). Verstrickung und Einsicht. Nachdenken über die Psychoanalyse in Deutschland. Tübingen: edition discord

Evangelische Ehe-, Lebens- und Erziehungsberatungsstelle Göttingen. Archiv. Fechtner, Kristian; Hermelink, Jan; Kumlehn, Martina; Wagner-Rau, Ulrike (2017). Praktische Theologie. Ein Lehrbuch. Stuttgart: Kohlhammer

Fischer, Joachim (1951). Voraussetzung sachgemäßer Jugend- und Eheberatung. *Innere Mission* (41) 368-371

Fürstenau, Peter (1979). Zur Theorie psychoanalytischer Praxis. Psychoanalytisch-sozialwissenschaftliche Studien. Stuttgart: Klett-Cotta

Greschat, Martin (2002). Die evangelische Christenheit und die deutsche Geschichte nach 1945. Stuttgart: Kohlhammer

Groeger, Guido (1960). Ehe- und Familienberatung (zit. in: Winter 2019)

Grosse, Heinrich; Otte, Hans; Perels, Joachim (Hg.) (1996). Bewahren ohne Bekennen? Die hannoversche Landeskirche im Nationalsozialismus. Hannover: Lutherisches Verlagshaus

Houben, Anton (1975). Klinisch-psychologische Beratung. München: UTB Reinhardt

Keil, Siegfried (1969). (zit. in: Winter 2019)

Kirchliches Amtsblatt für die Evangelisch-lutherische Landeskirche Hannovers (1973). Nr. 20, Nr. 25

Kleßmann, Christoph (1993). Das gesplittene Land. Leben in Deutschland 1945 – 1990. München: Beck

Klessmann, Michael (2012). Deutsche Gesellschaft für Pastoralpsychologie: Die Jahre ihrer Entstehung und Gründung (bis 1980). **Jochheim, Martin**. Die Anfän-

ge der Seelsorgebewegung in Deutschland. Ein Beitrag zur neueren Geschichte der Pastoralpsychologie. In: Transformationen. Pastoralpsychologische Werkstattberichte, Heft 17. Frankfurt am Main: DGfP e.V.

Ders. (2012). Von der Bewegung zum Verein. Zur Entstehung und Gründung der Deutschen Gesellschaft für Pastoralpsychologie im Jahr 1972. Wege zum Menschen (64), 208-221

König, Karl (1988). Basale und zentrale Beziehungswünsche. Forum der Psychoanalyse, 177-185

Konferenz der Beauftragten für den Pastoralpsychologischen Dienst in der Hannoverschen Landeskirche (KBP). Sitzungsprotokolle und weitere Schriftstücke. (Jahrgänge 1971 u. 1974)

Lilje, Hanns (1947). Nihilismus. Schriftenreihe der Evangelischen Akademie IV, Heft 5. Tübingen: Furcht

Lindner, Wulf-Volker (1974). Fort- und Weiterbildungsprogramm für Pastoren(innen) und kirchliche Mitarbeiter(innen) der Ev.-luth. Landeskirche Hannovers in Seelsorge/Pastoralpsychologie. In: Materialien zur Psychoanalyse und analytisch orientierten Psychotherapie. Hg. P. Hahn, E. Herdieckerhoff, Sektion C: Quellenschriften und Informationen. Heft 8. Göttingen und Zürich: Verlag für Medizinische Psychologie im Verlag Vandenhoeck und Ruprecht (V&R)

Ders. (1976). Seelsorger und Aggression. WPKG, 34-47

Ders. (1977). Gruppenarbeit im sozialen Feld Kirche – Abgrenzung zur Therapie. In: Gruppenpsychotherapie und Gruppendynamik, 255-265

Lorenzer, Alfred (1970). Sprachzerstörung und Rekonstruktion. Vorarbeiten zu einer Metatheorie der Psychoanalyse. Frankfurt: Suhrkamp

Lüders, Wolfram (1974) Psychotherapeutische Beratung. Göttingen: V&R

Otte, Hans (2002). Die hannoversche Landeskirche nach 1945: Kontinuität, Bruch und Aufbruch. In: Grosse, Heinrich; Otte, Hans; Perels, Joachim, Neubeginn nach der NS-Herrschaft? Die hannoversche Landeskirche nach 1945. Hannover: Lutherisches Verlagshaus

Piper, Hans Christoph (1973). Gesprächsanalysen. Göttingen V&R

Rannenberger, Werner (1982). Von der Abwehr zur Ambivalenz. Ein Oberlandeskirchenrat erlebt die Pastoralpsychologie. Wege zum Menschen, 18-26

Rendtorff, Trutz (1072). Theorie des Christentums. Historisch-theologische Studien zu seiner neuzeitlichen Verfassung. Gütersloh: Mohn

Scharfenberg, Joachim (1968). Sigmund Freud und seine Religionskritik als Herausforderung an den christlichen Glauben. Göttingen:V&R

- Ders., Kämpfer, Horst** (1980). Mit Symbolen leben. Soziologische, psychologische und religiöse Konfliktbearbeitung. Olten: Walter
- Schelsky, Helmut** (1960, 1. Aufl. 1953). Wandlungen der deutschen Familie in der Gegenwart. Darstellung und Deutung einer empirisch-soziologischen Tatbestandsaufnahme. Stuttgart: Enke
- Schultz-Hencke, Harald** (1947). Der gehemmte Mensch. Entwurf eines Lehrbuches der Neo-Psychoanalyse. (2. unveränderte Auflage der Erstauflage von 1939) Stuttgart: Thieme
- Sievers, Ernst Ferdinand; Winkler, Klaus** (1971). Pastoren von A – Y. Tiefenpsychologische Dialoge. Göttingen V&R
- Staats, Hermann; Dally, Andreas; Bolm, Thomas** (2014). Gruppenpsychotherapie und Gruppenanalyse. Ein Lehr- und Lernbuch für Klinik und Praxis. Göttingen: V&R
- Ders, Reinhard Kreische, Günter Reich** (Hg.) (2004). Innere Welt und Beziehungsgestaltung. Göttinger Beiträge zu Anwendungen der Psychoanalyse. Göttingen: V&R
- Stollberg, Dietrich** (1968). Therapeutische Seelsorge. Die amerikanische Seelsorgebewegung. Darstellung und Kritik. Mit einer Dokumentation. München: Kaiser
- Wahl, Heribert** (1996). Zuhören - Partizipieren - Freisetzen. Psychologisch-theologische Überlegungen zum Beratungsgeschehen, Wege zum Menschen, 306-318
- Wellendorf, Franz** (2007). Zur Geschichte der DPG nach dem Zweiten Weltkrieg. Psyche, 404-411
- Winkler, Klaus** (1971). Tiefenpsychologisch orientierte Beratung. Wege zum Menschen, 449-459
- Ders.** (1979). Tiefenpsychologisch orientierte Seelsorge. In: Scharfenberg, Joachim (Hg.). Freiheit und Methode. Wege christlicher Einzelseelsorge, 102-112. Göttingen und Freiburg: V&R und Herder
- Ders.** (1988). Symbolgebrauch zwischen Partizipation und Regression. C.G. Jung und die Folgen für die Seelsorge. In; Schmidt, H.H. (Hg.), Mythos und Rationalität. Gütersloh, 334-350
- Winter, Wolfgang** (2006). Mutter, wann ist der Krieg zu Ende? Selbsterfahrungsgruppe mit Kriegskindern der Jahrgänge 1930 – 1945. Wege zum Menschen, 159-169
- Ders.** (2019). Restauration und Aufbruch. Eheberatung nach dem Zweiten Weltkrieg in Göttingen. Fokus Beratung, 27-36
- Wrage, Karl Horst** (1960). Vorträge. Lehrgang Eheberatung. (zit. in: Winter, 2019)

Transformation und Institution

von Pastor i. R. und Pastoralpsychologe Uwe Hobuß

Ich werde jetzt also an den Faden der Geschichte der psychoanalytisch orientierten Pastoralpsychologie in der Hannoverschen Landeskirche (PPD) von Wolfgang Winter anknüpfen und in unterschiedlichen Schritten den Erzählfaden weiterspinnen. Mein Interesse richte ich auf den sich wandelnden institutionellen Rahmen, innerhalb dessen sich der Pastoralpsychologische Dienst der hannoverschen Landeskirche immer wieder neu organisiert und seinen Auftrag wahrgenommen hat. Dabei schaue ich besonders auf die Aus-, Fort- und Weiterbildung im Bereich psychoanalytisch orientierte Seelsorge und pastoralpsychologische Beratung und Supervision und natürlich auf die Kernaufgaben Beratung und Supervision in unterschiedlichen Settings.

Der Zeitabschnitt, den ich in den Blick nehme, umfasst die Jahre von 2000 bis 2022 und, um es vorwegzusagen, das war ein Zeitraum mit etlichen schwierigen Herausforderungen und Krisen für den PPD und im PPD. Krisen und Herausforderungen, die wir mit Supervision – z.B. bei Friedrich-Wilhelm Lindemann und anderen – gemeinsam, mal leicht, mal mühsam, bearbeitet haben. Und immer wieder die Frage: Was ist unsere primäre Aufgabe? Am Ende ist sehr vieles „irgendwie“ gut ausgegangen. Es gib jetzt ein hoch kompetentes Zentrum für Seelsorge und Beratung (ZfSB), das spannende Fachtage organisiert – so wie heute – mit vielen interessierten aufmerksamen Teilnehmenden. Ich bin sicher, es braucht auch weiterhin solche Formate, Veröffentlichungen und Fachtage, Fachgespräche mit einem interessierten Zuhörer*innen- und Leser*innenkreis. Es braucht weiterhin eine Vermittlung dessen, woran das ZfSB arbeitet, aber eben auch woran der PPD arbeitet, was wir vom PPD im Kontext der Arbeit mit unseren Klient*innen in deren Arbeitsfeldern, aber auch mit der Organisation und ihren Subsystemen an z.B. Erschöpfung und Verunsicherungen, Enttäuschung und Motivationsverlust wahrgenommen haben. An diesen Phänomenen haben wir in Supervision und anderen Settings weitergearbeitet. Das Wahrgenommene, so gut es geht, zu verstehen, um dann das Verstandene und nicht Verstandene an die Organisation Kirche zurückzugeben. Dazu dient das Instrument der Jahresberichte, die der PPD in regelmäßigen Abständen im landeskirchlichen Raum veröffentlicht. Es ist gut, sein Licht nicht unter einen Scheffel zu stellen.

Also: Zum institutionellen Rahmen des PPD gehörte bis 2014 die AGSB, die Arbeitsgemeinschaft Seelsorge und Beratung. Die Arbeitsgemeinschaft Seelsorge und Beratung wurde dann 2014 in das Zentrum für Seelsorge integriert, geleitet durch eine Direktor*innenstelle, anfangs wahrgenommen von Martin Bergau, gegenwärtig von Direktorin Angela Grimm. Als Arbeitsgemeinschaft brauchte die AGSB lange keinen Rektor, keine Direktorin. Sie hatte einen Vorsitzenden. Ab 2006 bis zum Übergang zum damaligen Zentrum für Seelsorge (ZfS) war ich der Vorsitzende der AGSB, die Jahre davor war Ulrich Hahn und davor Stefan Lorenz der Vorsitzende. Der Auftrag der AGSB bestand unter anderem darin, eine Gesamtkonzeption der Aus-, Fort- und Weiterbildung im Bereich Seelsorge und Beratung zu organisieren.

Die Organisationsform Arbeitsgemeinschaft kam m. E. immer mehr an ihre Grenzen. Die Gründe dafür sehe ich in den vielfältigen Beschleunigungs- und Verdichtungsprozessen, dem steigenden Einsparungsdruck und der steigenden Verunsicherung durch den sukzessiven Bedeutungsverlust der Kirche in der Gesellschaft, zunehmende Spannungen unter den Generationen z.B. der Pastor*innen sowie in einer Verdichtung der Inanspruchnahme durch landeskirchliche Interessen. Die Arbeit in der Arbeitsgemeinschaft haben alle Mitglieder „on top“ gemacht. Spätestens nach dem Aktenstück 98 der 24. Landessynode 2005/2006 und den steigenden, berechtigten Erwartungen der Landeskirche war die AGSB in ihrer Organisationsform nicht mehr eine geeignete, um den notwendigen Herausforderungen gerecht zu werden. Ab ungefähr 2008 wurden die Signale aus dem Landeskirchenamt deutlicher, dass man daran arbeitete, das Arbeitsfeld der AGSB in einen neuen institutionellen Rahmen zu stellen, um dann auch stärker landeskirchlich erkannte Bedarfe steuern zu können. Damit stand auch für den PPD ein neuer Rahmen in Aussicht. Ich habe dies als ein positives Signal gedeutet, auch wenn damit ein gewisser Autonomieverlust einhergehen würde.

Noch einmal zurück in die Vergangenheit: In der AGSB arbeiteten die Sektionen Klinische Seelsorgeausbildung (KSA), Pastoralpsychologischer Dienst (PPD) Psychologische Beratung (PB), Personenzentrierte Seelsorge (PzS), Themenzentrierte Interaktion (TZI) und Telefonseelsorge (TS) zusammen. In der Ordnung für die „Arbeitsgemeinschaft Aus-, Fort- und Weiterbildung in Seelsorge und Beratung“ geht es, dem Auftrag nach, um eine Gesamtkonzeption, um sektionenübergreifende Zusammenarbeit, um die Förderung einer gemeinsamen Aus-, Fort- und Weiterbildung von beruflichen und ehrenamtlichen Mitarbeiter:innen. Die AGSB war ein eher schwacher institutioneller Rahmen. Dieser

hatte nicht wirklich die Kraft, eine gemeinsame Identität wachsen zu lassen. Zu ungleich waren die Sektionen in ihren Aufgaben und Arbeitsstrukturen. Die Beratungsarbeit, die Telefonseelsorge, die Klinische Seelsorgeausbildung, der Pastoralpsychologische Dienst waren Arbeitsfelder mit einem klaren Arbeitsauftrag. Es gab Beauftragungen für die Mitarbeit in der Aus-, Fort- und Weiterbildung. In der PzS und der TZI war das anders: Es gab keine Stellenanteile für die Aus-, Fort- und Weiterbildung für diese beiden Sektionen. Das Gemeinsame war der Auftrag zur Organisation von Aus-, Fort- und Weiterbildung jeweils im Rahmen der eigenen Sektion. Nach meiner Wahrnehmung und Beurteilung ist der Auftrag, dass eine Gesamtkonzeption entstehen sollte, über all die Jahre nur äußerst bruchstückhaft gelungen, wenn überhaupt. Stattgefunden hat eine eher additive Zusammenstellung der Fort- und Weiterbildungsveranstaltungen. Jede Sektion hat mehr oder weniger gemacht, was sie für richtig hielt. Auf dem Weg zu gemeinsamen Absprachen sind wir nicht sehr weit vorangekommen. Das ist erst im Rahmen des ZfSB richtig in Angriff genommen worden. Damals, im Rahmen der AGSB, lag dieses Ziel außerhalb der Möglichkeiten der Organisationsform einer Arbeitsgemeinschaft, darüber hinaus auch wegen des Fehlens von personellen Ressourcen einiger Sektionen.

Beim Stichwort Ressourcen möchte ich an dieser Stelle besonders hervorheben, dass der Sektion Beratung in der AGSB eine für die Geschäftsführung und die inhaltliche Arbeit bedeutende Rolle zugewiesen wurde, die die Vertreter:innen der Sektion Beratung auch engagiert wahrgenommen haben. Wolfram Möller, Anne Scheloske, Solveig Schley und dann Hans-Günter Schoppa haben immer wieder in der AGSB eine bereichernde Rolle in der Gremienarbeit wahrgenommen. Nicht zuletzt bei der Jahresplanung kam durch den Blick auf die aktuellen Fortbildungsthemen und Fragen aus der Beratungsarbeit der gesellschaftliche Kontext in einer weitenden Weise ins Spiel, die die jeweils eigenen Grenzen des Sektionendenkens immer wieder deutlich geöffnet haben. Die Themen, Fragen und Anregungen der Sektion Beratung sind immer wieder in den Pastoralpsychologischen Dienst eingeflossen.

Aber jetzt wird es Zeit, die Krise des PPD, die 2005/2006 in Gestalt von Aktenstück 98 der 24. Landessynode beim PPD ein- und ausbrach, zu beschreiben. Unter anderem mit überproportionalen Einsparungen im gesamten Bereich der Seelsorge und Beratung und damit der in der AGSB zusammengefassten Einrichtungen wollte die Landeskirche den schwindenden wirtschaftlichen Ressourcen begegnen. Stellenkürzungen bei den Beauftragungen in den Sprengeln waren in den Blick genommen worden und auch die Reduzierung der Sprengel

selbst auf nunmehr sechs Sprengel sollte umgesetzt werden. Darüber hinaus ging 2006 Wolfgang Winter in den Ruhestand. Damit veränderte sich umgehend der institutionelle Rahmen für den Pastoralpsychologischen Dienst: Das Studienseminar Göttingen, zuerst „Auf dem Hagen“, dann in der „Von-Bar-Straße“, als Tagungshaus mit Seminar- und Übernachtungsräumen für die pastoralpsychologische Fort- und Weiterbildung stand nicht mehr zur Verfügung. Seit 1997 war Wolfgang Winter mit halber Stelle Rektor des Studienseminars der Hannoverschen Landeskirche in Göttingen und mit einer weiteren halben Stelle Leiter der psychologischen Beratungsstelle Göttingen. Wolfgang Winter war in seiner Funktion des Rektors des Studienseminars auch Leiter der psychoanalytisch orientierten pastoralpsychologischen Aus-, Fort- und Weiterbildung, die im Studienseminar angesiedelt war. Also, es gab für den PPD von heute auf morgen und bis zum heutigen Tag keinen Stellenanteil für die Aus-, Fort- und Weiterbildungsleitung mehr. Nach und nach übernahmen diese Aufgaben einige der Lehrsupervisor:innen aus der Gruppe der Beauftragten für den pastoralpsychologischen Dienst in den Sprengeln. Die Beauftragungen für die pastoralpsychologische Arbeit in den Sprengeln schloss die Mitarbeit in der Aus-, Fort- und Weiterbildung ein. Allerdings gab es damals einen Zeitraum, in dem der Aus-, Fort- und Weiterbildungsbereich ohne institutionelle Anbindung war. Der Rahmen war weg. Wie und wo sollte die psychoanalytisch orientierte Aus-, Fort- und Weiterbildung stattfinden?

Schließlich war auch festgelegt worden, dass es ab sofort aus Kostengründen keine Stellenbesetzungen der Leitungsstellen von Psychologischen Beratungsstellen mit Pastoralpsychologischen Berater*innen geben sollte. Die Stelle von Bernd Schäfer-Rolffs in Rotenburg und auch die Stelle von Wolfgang Winter in Göttingen standen nicht mehr zur Wiederbesetzung für den PPD zur Verfügung.

Wie sollte es mit diesen Verlusten und Einschränkungen im Pastoralpsychologischen Dienst weitergehen, welche Angebote von Beratung und Supervision im Einzel- oder im Gruppensetting würde es in den Sprengeln noch geben können? Außerdem stand 2007 der Abschluss des 2002 begonnenen Weiterbildungsganges an. Zu diesem Zeitpunkt war unklar, welche Stellen zur Wiederbesetzung zur Verfügung stehen würden und wer die Fortsetzung des noch offenstehenden Weiterbildungskurses im Bereich Supervision übernehmen könnte. Die Kursleitung der offenstehenden Supervisions-Weiterbildungskurse haben wir, dank der Koordination von Lothar Mischke, unter den damaligen Lehrsupervisor*innen aus Kurhessen, Braunschweig und Hannover aufgeteilt.

Über die vielen Jahre wurde der Pastoralpsychologische Dienst in den Sprengeln mit Lebensberatung und Supervision in den ganz unterschiedlichen Settings von der Kirchenleitung als ein hilfreiches Instrument zur Begleitung, Stärkung und Weiterentwicklung von einzelnen Mitarbeitenden aber auch ganzen Systemen in der Kirche wahrgenommen. Gerade auch um die notwendigen Transformationsprozesse in der Organisation zu begleiten und zu fördern, braucht es die Kompetenz des Pastoralpsychologischen Dienstes. Daher stellte der Bischofsrat an die Landessynode den Antrag, die vorgesehenen Kürzungen bei den Beauftragungen für den Pastoralpsychologischen Dienst in den Sprengeln aufzuheben. Die Synode stimmte diesem Antrag zu, so dass ab dem Jahr 2008 alle Stellen wieder besetzt werden konnten.

Einen weiteren Rahmen bildete der Pastoralpsychologische Dienst selbst, die Konferenz der Beauftragten für den PPD. Zuerst innerhalb der AGSB, dann als Fachgruppe im Zentrum für Seelsorge und Beratung.

Das Thema, dem ich mich jetzt nähern möchte, ist heikel: Es geht um Selbststeuerung im PPD, um aufgabenorientierte Zusammenarbeit in der Konferenz der Beauftragten für den Pastoralpsychologischen Dienst. Es geht um den Umgang und letztlich um die Bewertung von unterschiedlichen Kompetenzen. Es geht ganz allgemein um den Umgang mit Differenz, mit Unterschiedlichkeit überhaupt, mit den Eigenheiten der oder des Anderen, die ich manchmal als Zumutung erlebe, so wie andere mich mit meinen Eigenheiten ebenso als Zumutung erleben.

Wir haben im Blick auf den Umgang mit Differenz an uns selbst erlebt, was in der Supervision unserer Klient*innen mehr oder weniger ständig vorkommt: ein temporäres Herausfallen aus der Fähigkeit, als Arbeitsgruppe aufgabenorientiert zusammenzuarbeiten. Durch Verwicklungen und Konkurrenzen, aus temporär abwesender Konfliktfähigkeit usw. Wir haben temporär unsere eigene Kränkbarkeit erlebt und wie schnell es geht, sich zu verwickeln. Die Aufgabe bleibt, immer wieder zu einer aufgabenorientierten Arbeitsgruppe zu werden, auch wenn schwierige Aufgaben anstehen, die mit konkurrierenden Interessen, mit Fragen der Eignung für die eine oder andere begehrte Fortbildungsleitung zusammenhängen. Bislang hat der PPD es als Arbeitsgruppe geschafft, mal besser, mal weniger gut miteinander über kritische Fragen der Eignung für eine bestimmte Aufgabe offen zu sprechen und gemeinsam getragene Entscheidungen zu finden, ohne dass die Direktorin ein Machtwort sprechen musste. Ich denke, dass uns das Konzept der primären Aufgabe dabei sehr geholfen hat. Schon relativ früh haben wir uns im PPD mit der Frage der primären Aufgabe

beschäftigt. Welcher Aufgabe muss der PPD jetzt nachgehen, damit er überlebt? Jetzt, wo die vorangegangene Generation von Pastoralpsycholog:innen im Ruhestand ist und neue Herausforderungen auf der Tagesordnung stehen.

Damit ist das Thema, das sich immer wiederholte, nämlich der Generationenwechsel im PPD, angesprochen. Es bleibt eine sich wiederholende Aufgabe für jeweils zwei Generationen – die Alten, die abtreten, und die Neuen, die ihre Eigenständigkeit finden und erproben müssen. Immer wieder Klärungen und Aushandlungen, immer wieder Neuvermessung der toten Winkel des eigenen Selbst- und Rollenverständnisses, immer wieder auch die Frage: Sind wir noch eine Arbeitsgruppe, handeln wir aufgabenorientiert oder sind wir im Modus der Grundannahmegruppe?

Ein Generationswechsel bringt Veränderungen mit sich und brachte in der Vergangenheit neue Fragestellungen, neue Perspektiven und Themen in den PPD, sodass immer wieder neue psychoanalytische Konzepte in den Blick kamen, auch veränderte Bewertungen der aktuellen Situation. Das Selbstverständnis als Pastoralpsycholog*in wandelte sich. Ich vermute, dass die meisten der Weiterbildungs-Absolvent*innen von 2007, 2017, 2021, die jetzt im Dienst sind, sich eher als Pastoralpsychologische Berater*innen und Supervisor*innen verstehen und weniger als Pastoralpsycholog*innen.

Die erste Generation derer, die im PPD gearbeitet haben, waren Psychoanalytiker und Fachpsychologen: Viktor Boge, Helmut Halberstadt, Dietrich Robra, Wulf-Volker Lindner, Klaus Winkler, und auch die zweite Generation hat sich m. E. überwiegend als Pastoralpsycholog*innen verstanden. Wahrscheinlich ist der Unterschied im Selbstverständnis nicht so groß, aber das Selbstverständnis hat sich nach und nach hin zu mehr Offenheit für Kooperationen und die Integration neuerer psychanalytischer Konzepte verändert, obwohl diese auch vorher schon stattfanden. Die Kooperationen unterstützen und fordern heraus, das eigene Selbstverständnis immer besser zu erfassen. Außerdem ist Kooperation nach dem Aktenstück 98 auch aus pragmatischen Gründen immer wichtiger geworden. Der PPD braucht es, dass auf vielfältige Weise Kirchenleitende, aber auch Kooperationspartner*innen wahrnehmen können, wo wir mit unserer Wahrnehmungseinstellung hilfreich mitarbeiten. Es ist klug, die positiven Auswirkungen der pastoralpsychologischen Fort- und Weiterbildungsarbeit für andere erfahrbar zu machen.

Warum erzähle ich so ausführlich von den Krisen und Veränderungen des PPD in diesen Jahren? Die genannten Themen – Stellenkürzungen, Wegfall von strukturellen Ressourcen, Reorganisation, Veränderungen in Strukturen

und Aufgaben, Generationswechsel u.v.a.m., die wir im PPD als Organisation versucht haben erfolgreich zu bearbeiten, sind ein Spiegel dessen, was uns in unseren Kernaufgaben von Beratung, Supervision von Einzelnen und Teams, in der Begleitung von Regionen begegnet. Diese Verarbeitung geschah und geschieht also nicht nur um des PPD selbst willen. Vielmehr wurde durch die eigene Wahrnehmung und Bearbeitung dieser Themen und die folgende Reorganisation bzw. Neuorganisation der eigenen Organisation die Wahrnehmung fremder Problemstellungen und die Begleitung von Supervisionsprozessen einzelner, Teams und regionalen Verbindungen professionalisiert. Das Oszillieren zwischen der Position, sich verwickeln zu lassen, und der „dritten“ Position ist dadurch in bewusstsensnaher Weise professionalisiert worden. Ich möchte hier von einer institutionellen Selbsterfahrung in der Fachgruppe des PPD sprechen, die der Wahrnehmung der vielfältigen Aufgaben unter den veränderten Bedingungen von Gesellschaft und Kirche zugutekommt. Ein Format übrigens, dass in dem Modul „Supervision“ der Weiterbildung Eingang gefunden hat.

Eine der deutlich positiven Auswirkungen von Kooperationen war durch die Absolvent*innen der Langzeitfortbildung „Führen und Leiten in der Kirche“ für die Landeskirche inhaltlich und strukturell gut wahrnehmbar. Zum einen sind etliche der Absolvent*innen Superintendent*innen geworden und haben in der mittleren Leitungsebene wohltuend gewirkt; zum anderen sind die Absolvent*innen gebeten worden, einen Erfahrungsbericht über den Kompetenzerwerb aus dieser Veranstaltung an den Aus-, Fort- und Weiterbildungsdezernenten zu schicken. Viele haben das getan. Diese Veranstaltung war und ist ein Aushängeschild des PPD.

Die Kooperation entwickelte sich weit vor der Notwendigkeit von Kooperationen. Strukturell war die Langzeitfortbildung an das Studienseminar mit Wolfgang Winter als Rektor angebunden. Solange der Veranstaltungsort das Studienhaus Göttingen war und die Fortbildung „Führen und Leiten in der Kirche“ hieß, war diese Fortbildung eine interdisziplinäre Zusammenarbeit zwischen drei Disziplinen: der Pastoralsoziologie, der Ekklesiologie und der Pastoralpsychologie. Die Ekklesiologie wurde vom Theologen Jan Hermelink von der Uni Göttingen, die Pastoralsoziologie von dem Ehepaar Lukatis, Erich Marahrens und Elke Möller vom Pastoralsoziologischen Institut in Hannover-Kleefeld und die Pastoralpsychologie durch den PPD von Wolfgang Winter und Karsten Brauer, später dann auch von mir und Ute Rokahr sowie Silke Kragt eingebracht. So konnten das Phänomen und die Aufgaben „Führen und Leiten“ durch drei Disziplinen reflektiert werden. Mal stand die Person, mal das System, die Struk-

tur und der Kontext und mal die Ekklesiologie im Vordergrund. Und auch diese Fortbildung durchlief manche Veränderung. So hat sich über die Jahre die strukturelle Anbindung sowie der Titel dieser Langzeitfortbildung gewandelt: Am Anfang hieß sie „Leiten in der Kirche“ und fand im Studienseminar in Göttingen statt, dann folgte „Führen und Leiten in der Gemeinde“ und war an das Pastoralkolleg in Loccum angebunden. Schließlich entstand das Pastoralkolleg in Niedersachsen, die Langzeitfortbildung bekam noch einmal einen neuen Namen, nämlich „Leiten mit Leidenschaft“, und die Wochen wurden in verschiedenen Tagungshäusern der kooperierenden Landeskirchen durchgeführt.

In der Aus-, Fort- und Weiterbildung musste sich der PPD nach dem Wegfall des Studienseminars und der Stelle von Wolfgang Winter neu finden und erfinden. Der PPD brauchte aus finanziellen und personellen Gründen Kooperationspartner*innen für die Weiterbildung zum/zur pastoral-psychologischen Berater*in und Supervisor*in. Und es fanden sich Kooperationspartner*innen: 2014 fand der erste gemeinsam mit der Nordkirche durchgeführte Weiterbildungskurs statt. Dem waren umfangreiche Planungen, Prüfungen und Vorbereitungen, eines neuen Weiterbildungskonzeptes in drei Modulen vorausgegangen. Zwei „Kulturen“ trafen aufeinander, aus zwei Konzepten musste ein neues Konzept entstehen, mit dem sich alle kooperierenden Partner*innen identifizieren konnten.

Es entstand ein Konzept, das in der Fort- und Weiterbildungskommission der DGfP Sektion T unter dem Vorsitz von Lothar Mischke entwickelt wurde. Dabei achtete er genau darauf, dass die Standards der Sektion T mit diesem neuen Konzept auch erfüllt werden – herausgekommen ist ein Weiterbildungskonzept nach den Standards der DGfP Sektion T. So wird jetzt die Weiterbildung durch eine Kooperation der Braunschweigischen Landeskirche, der Landeskirche von Kurhessen-Waldeck, der Hannoverschen Landeskirche und der Nordkirche gemeinsam getragen. Während das erste Modul mit dem Schwerpunkt „Seelsorge“ noch in den alten Kooperationsbereichen stattfand, wurden nun das Modul 2 „(Lebens-)Beratung“ und das Modul 3 „Supervision“ gemeinsam verantwortet. Es ist Anne Reichmann aus der Nordkirche zu verdanken, dass seit 2019 ein umfangreiches Konzept der drei Module vorliegt. Sie hat es aufgrund der Erfahrungen des ersten Durchgangs und des laufenden Kurses entwickelt. In der Zusammenarbeit mit der Fort- und Weiterbildungskommission der DGfP unter der Leitung von Prof. i.R. Ulrike Wagner-Rau wurde es von der Sektion T der DGfP veröffentlicht. Dieses Konzept der Weiterbildung ist vergleichbar mit Konzepten außerhalb der Kirche und ist in der kirchlichen Landschaft meines

Wissens einzigartig. Hat Wolfgang Winter in seinem Beitrag die inhaltliche Weiterentwicklung in der Weiterbildung beschrieben, so sind in diesem Konzept die nächsten Schritte zu lesen, wie die neuere Entwicklung in der Psychoanalyse Eingang in die Weiterbildung gefunden hat. Besonders zu erwähnen ist die Stärkung der Supervisionsstufe mit ihrem Blick auf Organisationsentwicklung, Organisationsdynamik und Organisationskultur. Aber alles das ist besser nachzulesen im Konzept selbst.

An dieser Stelle und im Blick auf die pastoralpsychologische Weiterbildung möchte ich die jahrzehntelange gute Zusammenarbeit mit den Psychoanalytischen Instituten hervorheben. Immer wieder ist es gelungen, für die Kontrollsupervision, für die Lehranalyse der Weiterbildungskandidat*innen aber auch als Referent*innen und als Prüfer*innen für das Abschlusskolloquium der Weiterbildung Psychoanalytiker*innen zu finden, die mit ihrem Blick, ihrem Wissen und ihren Wahrnehmungen für die Qualität der Weiterbildung sorgten. Um nur einige zu nennen, die über viele Jahre ihr Fachwissen in den PPD getragen haben, nenne ich Herrn Kreische, Frau Scheferling, Frau Marahrens-Schürg, Frau Rode-Dachser, Herrn Baumann. Genauso ist die Zusammenarbeit mit der Hauptstelle für Lebensberatung hervorzuheben. So finden die Weiterbildungskandidat*innen im 2. Modul „(Lebens-)Beratung“ immer wieder Praktikumsplätze in den evangelischen Lebensberatungsstellen.

Von der Weiterbildung zur grundständigen Seelsorgeausbildung: Seit deutlich mehr als 20 Jahre arbeitet der PPD maßgeblich an der stetigen Überarbeitung der Seelsorgeausbildung im Vikariat mit. Immer wieder ging es darum, Lernziele, Lernaufgaben oder Kompetenzen zu definieren, die von den Vikar*innen erarbeitet und angeeignet werden sollen. Zu Beginn der permanenten Reform der Ausbildung stand die Aufgabe, die Seelsorgeausbildung im Vikariat so zu organisieren, dass alle Seelsorgelinien, die in der hannoverschen Landeskirche arbeiten (PzS, KSA, T und Systemik), vollumfänglich an der Seelsorgeausbildung beteiligt werden. Das war eine ziemlich schwierige Aufgabe und die Gefahr bestand kurzzeitig, dass es vier Seelsorgeausbildungen werden könnten. Dieser Auftrag, eine Seelsorgeausbildung von vier Seelsorgelinien zu erarbeiten, wurde vom ZfSB weitergeführt. Es entstand in Zusammenarbeit mit der Studienleitung eine neue Konzeption der Seelsorgeausbildung im Vikariat.

Welche Kompetenzen müssen die Vikar*innen sich aneignen? Wie können wir, als gemischtes Dozent*innen-Team, dabei helfen, die anzueignenden Wahrnehmungs- und Reflexionsprozesse und die notwendige Haltung der Vikar*innen einzuüben und zu befördern? Welches Vorbild von Zusammen-

arbeit müssen wir für einen guten Lernrahmen abgeben? Sich miteinander zu verständigen, wie wir als Dozent*innen im Team zusammenarbeiten wollen, ist keine Aufgabe, die sich von selbst erledigt. Welche gemeinsamen Ziele verfolgen wir? Der PPD hatte genau diese Frage immer wieder im Blick und hat sie immer wieder eingetragen, weil es eine grundständige Seelsorgeausbildung braucht – eine, die von allen Beteiligten erfasst und mitgetragen wird. Der Mehrgewinn für die Vikar*innen besteht zudem darin, dass sie die unterschiedlichen Arbeitsweisen der beteiligten Seelsorgelinien kennenlernen können.

Das mag als Beispiel dienen, dass der PPD die Gründung des ZfSB nicht nur begrüßt, sondern sich aktiv an der gemeinsamen Aufgabe beteiligt, Seelsorge und Beratung als primäre Aufgabe unserer Landeskirche in den Fokus zu stellen. Der PPD versteht sich als ein Teil der gemeinsamen Aufgabe aller im ZfSB und versucht immer auch das Ganze im Blick zu halten. Als der PPD für sich in seiner Arbeit Coaching als eine sinnvolle Kompetenzerweiterung identifizierte, initiierte er es, für die Beauftragten in den Sprengeln sowie die anderen Referent*innen im ZfSB eine Coaching-Weiterbildung anzubieten. Im Jahr 2018 wurde die Weiterbildung zur Choachin bzw. zum Coach von vielen Mitarbeitenden abgeschlossen.

Schon mehrfach habe ich hervorgehoben, wie wichtig die Jahresberichte des PPD sind. Die Themen dieser Jahresberichte sind entstanden aus Wahrnehmungen und Beobachtungen von Themen, Befindlichkeiten, Bedürfnissen, Ängsten, Freuden und Konflikten, die in Beratungen und Supervisionen, in den Balintgruppen, in Gruppen- oder Teamsupervisionen zur Sprache kamen. Die Jahresberichte spiegeln also unsere nach und nach reflektierten Erlebnisse, unsere Erfahrungen mit unseren Klient*innen in unterschiedlichen Settings. Hier einige Beispiele aus den vergangenen Jahren: „Schichten von Belastungssymptomen – Aspekte umfassender Verunsicherung“ (2014), „Die Bedeutung von Gruppen für kirchliche Arbeit am Beispiel von Supervisionsgruppen des PPD“ (2015/16), „Generationswechsel in der Pfarrerschaft. Warum die Kirche das intergenerationelle Gespräch unter ihren Pastorinnen und Pastoren braucht“ (2017/2018), „Leiten und Streiten in der Kirche. Lust und Last, geliebt und gehasst“ (2019/2020).

Die Resonanz auf die Jahresberichte ist mit der Gründung des ZfSB deutlich gestiegen – auch ein Zeichen, dass mit der Gründung des ZfSB in der Landeskirche die Aufmerksamkeit für das Arbeitsfeld Seelsorge und Beratung insgesamt deutlich gestiegen ist. Aufgrund der großen Resonanz auf den Jahresbericht von 2014 regte der damalige Direktor Martin Bergau an, zum Jahresbericht zu

einem Fachgespräch einzuladen. Seitdem gibt es zu den Jahresberichten die so genannten Fachgespräche. Dazu werden Personen aus der Kirchenleitung, von Einrichtungen von Fortbildung und Beratung sowie direkt betroffene Mitarbeitende aus der Landeskirche eingeladen. Das Fachgespräch dient der Reflexion und Erweiterung der Wahrnehmungsperspektive. Außerdem besteht die Möglichkeit, Konsequenzen für den Fortbildungskontext zu ziehen.

Auf die Frage, warum die Jahresberichte diese Resonanz finden, sagte eine kirchenleitende Person: „Hier ist etwas in Worte gefasst, was zwar von vielen ähnlich geahnt und empfunden wurde, wofür bisher aber die Worte fehlten.“ Mit den Jahresberichten gibt der PPD der Kirchenleitung eine Rückmeldung zu dem, was sich gerade in der Mitarbeiterschaft im Rahmen von Beratung und Supervision an allgemeinen Themen, Problematiken und Erleben zeigt, sich also als Reaktion auf gegenwärtige strukturelle Herausforderungen und Aufgaben individuell herausbildet. Auf unterschiedlichen Ebenen gibt es zu den Jahresberichten mit kirchenleitenden Personen und Einrichtungen Gespräche und der PPD wird für Expertisen in Anspruch genommen. Ich bin gespannt auf die nächsten Jahresberichte und wie es weitergeht mit dem Pastoralpsychologischen Dienst in der hannoverschen Landeskirche.

Bei alledem habe ich gerade eine Geschichte erzählt. Eine Geschichte, wer wir als Pastoralpsychologischer Dienst in der Hannoverschen Landeskirche sind und was uns ausmacht, wie wir uns verstehen, was wir bisher alles überlebt haben. Aber *ich* habe diese Geschichte erzählt – und nicht *wir*. Eigentlich bräuchten wir jetzt ein erleuchtendes Feuer mit einem Stuhlkreis drumherum – zum gemeinsamen Erzählen mit Sätzen wie: „Wisst ihr noch damals, ...“

Erzählt habe ich eine kleine Institutionsgeschichte. Eine, für mich auch, identitätsbildende Geschichte. Dazu ein kritischer Satz von Max Frisch: „Früher oder später erfinden wir alle eine Geschichte, die wir für unser Leben halten.“ Ja, das passiert. Und es ist gut, diesen Satz als Korrektiv im Hinterkopf zu haben.

Ich will also zum Schluss darauf hinweisen, dass Sie die Geschichte des PPD mit meinen toten Winkeln der Wahrnehmung erzählt bekommen haben und vielleicht auch Themen entdecken konnten, an denen ich mich abgearbeitet habe.



*Prof. Dr. Maike Schult
(von links), Gert Stühr-
mann und Dr. Herbert
Will*



*ZfSB-Direktorin Angela
Grimm im Gespräch mit
Prof. Dr. Hanns-Stephan
Haas*



*Gespräch in der Pause:
Lothar Mischke (links)
und Jörg Willenbockel*

Die Autor*innen

Anette Baden-Ratz, Pastorin, Pastoralpsychologische Beraterin und Supervisorin

Reina van Dieken, Pastorin, Beauftragte für den Pastoralpsychologischen Dienst im Sprengel Ostfriesland-Ems

Andrea Hesse, Referentin für Öffentlichkeitsarbeit am Zentrum für Seelsorge und Beratung der Ev.-luth. Landeskirche Hannovers

Uwe Hobuß, Pastor i. R., ehem. Beauftragter für den Pastoralpsychologischen Dienst im Sprengel Hildesheim-Göttingen

Gudrun Müller, Pastorin, Beauftragte für den Pastoralpsychologischen Dienst im Sprengel Stade

Claudia Panhorst, Pastorin i. R., ehem. Beauftragte für den Pastoralpsychologischen Dienst im Sprengel Stade

Dr. Adelheid Ruck-Schröder, Regionalbischöfin des Sprengels Hildesheim-Göttingen

Uta Scheferling, Psychoanalytikerin und Psychologische Psychotherapeutin

Andrea Schridde, Pastorin, Pastoralpsychologische Beraterin und Supervisorin

Prof. Dr. Maike Schult, Literatur- und Kulturwissenschaftlerin, Professorin für Praktische Theologie an der Philipps-Universität Marburg

Otto Weymann, Pastor, Beauftragter für den Pastoralpsychologischen Dienst im Sprengel Osnabrück

Dr. Herbert Will, Psychoanalytiker, Psychotherapeut und Supervisor

Wolfgang Winter, Pastor i. R., Pastoralpsychologischer Berater und Supervisor, ehem. Beauftragter für den Pastoralpsychologischen Dienst in den Sprengeln Osnabrück und Göttingen

Ich begegne dir – du begegnest mir. Und im „Zwischen“
(Martin Buber) ist Freiraum für etwas von Gott und seinem tröstenden Geist.

Wo Ärger liegt,
ist Gold vergraben.
(Ralf Denkers)

**Gelingende Seelsorge
ist zuerst eine Frage
der eigenen Haltung.**

**Wo Seelsorge geschieht, da ist
unsere Kirche bei den Menschen.**

*Beratende Seelsorge ist eine Antwort auf
das Verlangen nach konkreter Zuwendung.*
(Howard John Clinebell)

Seelsorge ist für mich: Zeit zu haben, wahrzunehmen, zuzuhören, mit zu schweigen, mit zu schwingen,
mit auszuhalten – einen Menschen zu respektieren und zu würdigen, so wie er jetzt gerade ist.

**Seelsorge orientiert sich
an den Bedürfnissen
des Menschen.**

*Und meine Seele spannte weit ihre Flügel aus, flog durch die
stillen Lande, als flog sie nach Haus. (Joseph von Eichendorff)*

Ich lebe und ihr sollt auch leben. (Jesus)

Seelsorge ist ... abends am Bett der Kinder
ein Abendlied zu singen.

Der Mensch wird am Du zum Ich.
(Martin Buber)

*Seelsorge ist Hilfe zur Selbsthilfe und
Selbstverantwortung. (Matthias Kroezer)*

**Seelsorge ist Begegnung,
Interaktion, gestaltete Zeit.**
(Christoph Morgenthaler)

Seelsorge ist eine
„Kunst“ für alle.

**Seelsorge heißt, Sehkraft
fürs Wesentliche zu gewinnen.**

Seelsorge ist als
Beziehungsgeschehen zu verstehen.

„Du wirst schon noch sehen,
wie sehr du mir fehlst.“
(Frau, 37 Jahre, in der
Paarberatung)

**Wesentlich für eine hilfreiche Seelsorge
ist die Sorge um die Seele
der Seelsorgenden.**

Menschen möchten gedeutet haben,
was sie überwältigt – Schweres
wie Gutes.

Wie die Liebe zu Gott
damit beginnt,
dass wir sein Wort hören,
so ist es der Anfang der Liebe
zum Bruder,
dass wir lernen,
auf ihn zu hören.
(Dietrich Bonhoeffer)

*Seelsorge geschieht in kleinen
und alltäglichen Gesprächen.*

*Höre meiner Rede zu
und lass mir das
deine Tröstung sein. (Hiob)*

Seelsorge bietet
einen geschützten Raum.

**Sire, gebe Sie den Menschen ihre Bedeutung zurück!
Heute hier, morgen zwischen Moskau und Smolensk
und übermorgen auf der ganzen Welt.
Beginnen wir, meine Lieben, mit unserem Weg,
nämlich bei uns selbst. (Hanns Dieter Hüsch)**

Seelsorge
ist
diakonisches
Handeln
gehören
zusammen.

*Die pastorale Seelsorge wird aus der reichen Weisheit und Vollmacht
der hebräisch-christlichen Überlieferung gespeist. (Howard John Clinebell)*

Seelsorge geschieht in dem Bewusstsein,
dass das Gelingen eines Gesprächs, dass
Veränderung, Wandlung und Wachstum
unverfügbar sind und nicht durch die
Seelsorgerin „gemacht“ werden.

**Seelsorge eröffnet heilsame Räume
in der Begegnung mit Menschen
und in der Begegnung mit Gott.**

*Wesentlich für die Seelsorge sind die Achtung,
die Wertschätzung und der Respekt
gegenüber der Individualität des Gegenübers.*

*Du Trost der Verlorenen, Kraft der Schwachen,
Begleiter der Leidenden, Licht im Dunkel.
Wir rufen dich an in der Nacht dieser Welt.*
(Jörg Zink)

Seelsorge ist – phänomenologisch betrachtet
– Psychotherapie im Kontext der Kirche. Sie ist
damit Psychotherapie aus der Perspektive des
Glaubens. (Dietrich Stollberg)

**Seelsorge sieht
das Göttliche
im Alltäglichen.**

**Seelsorge
ist wesentlicher
Ausdruck kirchlichen Handelns.**
Sie orientiert sich an den Bedürfnissen
des Gegenübers. Seelsorge ist die Hinwendung
zum Nächsten im Licht der Liebe Gottes.

Seelsorge verhilft Menschen zu einer autonomen Lebensgestaltung.

*Seelsorge ist ein Befreiungsgeschehen.
Sie dient der Emanzipation
und der Autonomie des Menschen.*

**Seelsorge ist Hilfe
zur Lebensgewissheit,
sie soll die
Lebensgewissheit
stärken, fördern,
erneuern oder
begründen.**
(Dietrich Rössler)

Ist der Gottesdienst
die Mitte
der Seelsorge?
(Manfred Seitz)

*Seelsorge ist eine
Möglichkeit zum
Freilegen
verschütteter
Ressourcen.*

Auf dem Weg nach Hamburg
lag eine Hand.
Ich hab sie gedrückt.
(Herman van Veen)

Seelsorge ist die Erweiterung
von Möglichkeiten.

**Wenn Seelsorge gelingt,
ist sie heilsam
für Leib und Seele.**

**Wenn du kannst, hilf mir aus deiner Fülle,
wenn nicht, schone dich. (Bernhard von Clairvaux)**

*Seelsorge weiß um das
Fragmentarische des Lebens.*

Helfen heißt herrschen. (Dietrich Stollberg)

Umgang mit Angst – wie immer man dieses Phänomen erlebt
und deutet – gehört in jedem Fall zum seelsorglichen Handeln
und Können. (Klaus Winkler)

*Christliche Seelsorge ereignet sich im
„Versprechungszusammenhang“ von Tradition und Situation.*

Die Seelsorge beginnt
mit der Sorge um die
eigene Seele.

**Einer trage
des anderen Last.**
(Galater)

Nein, dem Ich ist nicht zu trauen.
Man darf es niemals sich selbst
überlassen, wenn es darum geht
zu erkennen, wer ich bin.

**Seelsorge entdeckt das Potenzial der Veränderung,
das die gebundenen Kräfte freisetzt,
um krankmachende Lebensumstände zu verlassen,
und hilft, andere Wege auszuprobieren.**

*Alle Seelsorge knüpft sich ebenso an diese allgemeinen geselligen
Verhältnisse als an den Cultus. (Friedrich Schleiermacher)*

Es muss zumindest noch ein anderes
Ich da sein, das zuhören kann, das zu
fragen versteht, dem man antworten
muss und vor dem man sich verant-
worten darf. (Eberhard Jüngel)

*Alle Menschen werden ganz andere Menschen wenn sie
merken, da ist plötzlich jemand, der oder die sich für
das, was ich so mache, interessiert. (Hanns Dieter Hüsch)*

**Einzelseelsorge - das war lange Zeit hindurch
das unwahrscheinlichste Stück der Berufarbeit
des Pfarrers. (Joachim Scharfenberg)**

Seelsorge hat es immer mit der Begnadigung
des Sünders zu tun. (Hans Asmussen)

**Aber die größte Idee von Freiheit ist wahrscheinlich,
dass man ein Problem lösen kann. (Christoph Schlingensiefel)**

Überhaupt betrachtet sich der analysierende Pfarrer nie als Nebenbuhler, sondern stets als Gehilfen des Mediziners, zu dem er bei gemeinsamer Behandlung eines Kranken
eine ähnliche Stellung einnimmt wie der Badewärter oder Masseur. (Oskar Pfister)

*Viele blühen doch richtig auf,
wie ein Honigkuchen Libiza,
wenn man sie fragt,
was sie denn so machen.*
(Hanns Dieter Hüsch)

**Seelsorge schafft
einen Rahmen
für vertrauensvolle
Begegnungen.**

Seelsorge begleitet Menschen
in lebensgeschichtlichen Krisen
und in den darin aufbrechenden
personalen und sozialen Konflikten.
(Kristian Fechtner)

**Einer hat immer Unrecht,
aber mit zweien
beginnt die Wahrheit.**
(Friedrich Nietzsche)

**EVANGELISCH-LUTHERISCHE
LANDESKIRCHE HANNOVERS**



**Zentrum für Seelsorge
und Beratung | ZfSB**

www.zentrum-seelsorge.de